Kriegsgefangen in Nordafrika

Fr. W. Frerk.

mai
D627
A3
F737
1917

BLANK

Montanus-Markbücher Band 6

OHIO STATE
UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

Franzhäuser
939.

Montanus
Markbücher

Kriegsgefangen
in Nordafrika.

Aus dem Tagebuche des
deutschen Gardegrenadiers
Eduard von Rohden.

Ein Dokument französischer Schmach

von

Fr. Willy Frerk.

Hermann Montanus Verlag, Siegen
1917.

D627
A3 F727
1917

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1917 by Hermann Montanus, Siegen.
(Geſetzliche Formel für den Schutz des Urheberrechts in Amerika).

Inhalt.

Vorwort 7
Wie ich in Gefangenschaft geriet 9
Die ersten Tage der Gefangenschaft 20
Weiter nach Frankreich hinein 29
Auf Fort de Lourdes 37
Auf Forteresse de Blaye und im Camp de Souyes 47
Mein erster Fluchtversuch am 6. Juni 1915 . 59
Ein Ausreißer-Depot 75
Der große Ausbruch aus Monastir in Nordafrika 89
Beim Wüstenbahn-Bau in Graiba 101
Mein zweiter Fluchtversuch am 13. Februar 1916 119
Die Ärzte-Kommission — Wieder nach Frankreich — In der Schweiz. 147

Vorwort.

Die erſchütternde Tragik des Erlebten, das ruhige, ſelbſtſichere Gottvertrauen und die anſchauliche Plaſtik der Schilderung veranlaßten mich, dieſe ſchlichte Niederſchrift eines jungen deutſchen Miſſionsſchülers, die niemals für die breite Öffentlichkeit beſtimmt war, durchzuarbeiten und das kleine Werk, das hier vorliegt, dem deutſchen Volke zu eigen zu geben. Denn es iſt ein deutſches Buch durch und durch, und der es ſchrieb, war ein aufrechter deutſcher Soldat.

Es iſt nicht das Werk eines Mannes vom Bau, ſondern das eines einfachen und nicht komplizierten Geiſtes, der das ſchildert, was er erlebt hat. Und das iſt wahrlich des Schilderns wert. Meine Gedanken bei der Zuſammenſtellung dieſer Zeilen aber waren dieſe:

Dieſes Buch ſoll dem deutſchen Volke eine ernſte Mahnung ſein, nie wieder den Phraſen und der ſchönen Geſte unſerer Nachbarn zu trauen. Aus der Behandlung ihrer

Kriegsgefangenen geht hervor, wie tief die Franzoſen den Haß wider uns im Herzen tragen. Es iſt in uns mancherlei Mitleid geweſen für das „irregeführte franzöſiſche Volk“. Der alte deutſche Michel hat alle Unbill, die von jenſeits der Vogeſen kam, ſchon wieder halb vergeſſen gehabt, als er ſah, wie ein großes Kulturvolk ſich an der Somme und an den Ufern der Aisne langſam verblutete.

Wir wollen nicht haſſen, aber wir wollen dieſes falſche Mitleid aus unſeren Herzen reißen und wollen mit ſcharfen Augen und offenem Ohr ſehen und hören, was uns die deutſchen Brüder zu erzählen haben, die durch den Krieg gezwungen, bei den Franzoſen zu Gaſte waren. Wollen die Siechen ſehen und die ehrlich Entrüſteten hören und wollen uns für künftige Zeiten den Wahrſpruch prägen:

Sei auf der Hut Germania!

Hannover, im Mai 1917.

Fr. Willy Frerk.

Wie ich in Gefangenſchaft geriet.

Preußiſche Garde hatte am 6. Sept. 1914 in unaufhaltſamem Anſturm die Franzoſen unter General Foch aus ihren erſten Stellungen auf der Hochfläche von Sézanne herausgeworfen. Bei glühender Hitze, in der beängſtigenden Schwüle eines nahen Gewitterſturmes, unter dem ſchweren Feuer der franzöſiſchen 75 mm-Geſchütze war der Sturm unwiderſtehlich über die Sümpfe des Petit Morin gegangen: ein zweites St. Privat preußiſcher Garden.

Schulter an Schulter mit Sachſen und Hannoveranern trug das Gardekorps den ſiegreichen Angriff in der Richtung auf La Fère-Champenoiſe gegen das XI. Korps Fochs vor. Die Schlacht an der Marne, die unerhörteſte Leiſtung deutſcher Infanterie, hatte ihren Anfang genommen.

Die Truppen, die ſeit Mitte Auguſt in Windeseile und unter fortwährenden ſchweren Kämpfen durch Belgien und Frankreich geſtürmt waren, wurden hier, angeſichts einer

gewaltigen Übermacht vor neue Marſch- und Kampfleiſtungen geſtellt, die ſchier unüberwindlich ſchienen. Erſt die Geſchichtsſchreibung wird für dieſe glänzenden Operationen am Ourcq und an der Marne die rechte Würdigung finden.

Führer und Mannſchaften waren müde zum Umfallen, die ungeheuerlichen Anforderungen des gewaltigen Vormarſches machten ſich bemerkbar, die Leute ſchliefen im Stehen.

So wurde denn für mein Regiment am 9. September Ruhetag angeſetzt, der in dem eben erſtürmten La Fère-Champenoiſe verlebt werden ſollte. Die Kameraden ſuchten nicht lange nach gutem Quartier, die wenigen, noch ſtehenden Häuſer waren bald belegt; die Garde wollte ſchlafen, ausruhen zu neuen Taten.

Ich ſelbſt war nicht nur herzlich müde, ſondern ich fühlte mich auch krank, es lag mir wie Blei in allen Gliedern, ein furchtbarer Durſt peinigte mich und meine Körpertemperatur erhöhte ſich von Stunde zu Stunde. Ich tat, was jeder Soldat in ſolchem Falle zu tun hat, ich ging zum Regimentsarzt und

ſchilderte ihm meinen Zuſtand, der klopfte hier und horchte dort, ſchüttelte bedenklich den Kopf und verordnete mir ſofortige Bettruhe: ich hatte den Typhus. Der Arzt ordnete meine ſofortige Überführung in das Feldlazarett an, da aber aus den Gefechten der letzten Tage noch fortwährend neuer Zuzug an Verwundeten kam, denen ärztliche Hilfe ebenſo not tat wie mir, ſuchte und fand ich in einem Privathauſe ein ſauberes Zimmer.

Eine freundliche, etwas ängſtliche Franzöſin nahm ſich meiner an und richtete mir das Zimmer für die Nacht her. Ich konnte mich kaum noch aufrecht halten. Schwer krank, fiebernd, mit einer bleiernen Müdigkeit in allen Gliedern ſank ich in das weiße Linnen und vergaß Krieg und Kriegespein, hörte nicht mehr den unaufhörlich grollenden Donner der Geſchütze und das Knattern der Maſchinengewehre, ich vergaß alles um mich her und ſchlief, ſchlief, feſt und traumlos. Mit keinem Gedanken dachte ich an die Greueltaten belgiſcher und franzöſiſcher Weiber, die wehrloſe Deutſche im Schlafe gemeuchelt hatten, ich war froh, Ruhe gefunden zu haben und achtete

nicht der Warnungen unserer Führer und der Kameraden. Ich wollte schlafen, schlafen!

Und doch war es nicht ungefährlich in diesen scheinbar verlassenen oder nur von schwächlichen Frauen bewohnten Häusern zu schlafen, mehr als einmal hatten ermattete Kameraden das dringende Bedürfnis nach Schlaf mit ihrem Leben bezahlen müssen. Fanatischer Haß und eine fast unglaubliche Verhetzung ließen die Bewohner der uns feindlichen Länder vergessen, daß Krieg und Meuchelmord zweierlei Dinge sind. Aber das alles war mir in meinem fiebernden, kranken Zustande völlig gleich, ich schlief und hörte und sah nichts von der Welt da draußen, wußte nichts von den ungeheuerlichen Dingen, die sich inzwischen auf dem Schlachtfelde abspielten, ahnte nicht, daß sich in dieser Nacht mein Schicksal vollzog.

General Maunourys Armee hatte sich unter Klucks wütenden Streichen verblutet, Foch kämpfte mit der letzten Kraft der Verzweiflung. In dieser Nacht, da ich traumlos schlief, zog sich Foch über die Tiefen-

linie des Mauriennebaches zurück. Während die Schlacht noch in vollem Gange ist und der Sieg sich mehr und mehr der Armee Bülow zuneigt, erhält dieser von der Obersten Heeresleitung den Befehl zum Abbruch der Schlacht. Auf dem rechten Flügel wurde gerade in dieser Nacht langsam und methodisch ein Regiment nach dem andern zurückgenommen, um den Übergang über die Marne zu sichern. Nach einem letzten Vorstoß auf den Höhen von Allemant brach auch mein Gardekorps den siegreichen Kampf ab und zog sich um die Mittagsstunde des 10. Septembers mit der ganzen Armee Bülow zurück. Eine einzige Gardebatterie, die tief im Sumpfe des Petit Morin stand, täuschte dem Feinde bis zum späten Abend starke Artilleriekräfte vor. Bis zu den Achsen waren die Geschütze in den Sumpf gesunken, unentwegt aber standen die Kanoniere, standen und — fielen bis auf den letzten Mann. Fochs Infanteristen fanden spät in der Nacht die Totenbatterie.

— — — — — — — — — —

Die Sonne stand hoch am Himmel, als

ich matt und zerſchlagen wieder zur Beſinnung kam. Ich lag noch in meinem kleinen, ſauberen Zimmer, freundlich lugte die Sonne hinein und malte goldene Kringel auf das weiße Linnen des Bettes. Ich aber ſann und ſann ... Ganz allmählich kommt ſchwach die Erinnerung an den geſtrigen Tag, ganz ſchwach ... Die Mittagsſtunde muß längſt überſchritten ſein, die Sonne ſteht ſo hoch am Himmel und drückend heiß iſt's in dem kleinen Zimmer. Wenn nur jemand käme und das Fenſter öffnen wollte. Ich muß die Augen wieder ſchließen, ſie ſchmerzen, noch einmal umfängt mich tiefer Schlaf.

Da ſchreckt ein Geräuſch mich wieder empor, ich ſchlage die Augen auf und ſehe ein altes, häßliches Weib vor mir ſtehen, das mich mit einem gemeinen, faſt tieriſchen Ausdruck anſtarrt, der mich erſchaudern läßt. Sie hatte die rechte Hand unter der ſchmierigen Schürze verſteckt und ſuchte das, was ſie darin hielt zu verbergen. Als ſie merkte, daß ich nicht mehr ſchlief, und als ich ſie fragend anſah, lief ein heftiges Erſchrecken über ihre häßlichen Züge. Ohne die Hand unter der

Schürze fortzunehmen, eilte ſie mit einigen halblaut gemurmelten Worten aus dem Zimmer.

Ich war noch zu müde und zu matt, um ganz zu begreifen, was dieſe Frau von mir gewollt hatte. Erſt ſpäter erfuhr ich von meiner Quartierwirtin, daß dieſes Weib, dem man das Haus über dem Kopfe angezündet hatte, weil daraus auf deutſche Soldaten geſchoſſen worden war, mir höchſtwahrſcheinlich hatte ans Leben wollen. Durch dieſen Bericht der braven Wirtsfrau etwas ängſtlich geworden, wollte ich ſie gerade bitten, doch irgend einen meiner Kameraden hereinzurufen, als mein Blick durch das Fenſter auf die hinter dem Garten ſich hinziehende Straße fiel. Über das, was ich dort ſah, hätte ich faſt laut herausgelacht, wenn ich vor Staunen überhaupt eine Bewegung hätte machen können. Ich lag wie feſtgebannt in meinem Bette und konnte mich vor Überraſchung nicht rühren.

Denn da draußen auf der Straße ſchlich mit ängſtlich vorgehaltenem Gewehr, vorſichtig und langſam und nach jedem Schritt

behutsam sichernd, wie ein Rudel Rehe, eine französische Infanterie-Patrouille von drei Mann. Da ich nicht anders wußte, als daß das ganze Dorf voller Gardesoldaten steckte, kam mir im Stillen der Gedanke: „Laßt Euch nur nicht kriegen, Kerls!“ und weil ich mich wieder etwas kräftiger fühlte, zog ich mich an und ging ruhig hinaus in den Garten. In Gedanken malte ich mir schon aus, wie sie das Hasenpanier ergreifen würden, wenn plötzlich ein deutscher Infanterist vor ihnen stand. Schnurstracks ging ich auf sie zu und begrüßte sie ganz kameradschaftlich, sie gaben den Gruß schüchtern zurück; aber was sich auf ihren Gesichtern widerspiegelte, war nicht Schreck oder gar Furcht, sondern vollständige Ratlosigkeit. Es sah ganz so aus, als könnten diese drei Herren sich absolut nicht erklären, was ich hier eigentlich wollte. Es war mir eine heimliche Freude sie so ratlos sich entfernen zu sehen. Wie bald aber sollte sich das ändern, wie bald sollte ich noch ratloser dastehen, als die drei Poilus.

Ich setzte mich mit einem Glase Milch vor die Türe des Hauses und sonnte mich.

Dabei fiel es mir auf, daß die Straßen so leer waren, daß man keinen von den Kameraden sah. Ich beruhigte mich aber schnell, als ich von der Mitte des Dorfes her laute Stimmen und Kommandos hörte. Nun waren sie wahrscheinlich zum Appell angetreten und der Feldwebel donnerwetterte durch die Kompagnie. Nun, mir konnte es gleich sein, ich war ja krank.

So hing ich meinen Gedanken nach, dachte an die Kameraden, an meinen Freund, der bei Chalons gefallen war, dachte an die Mutter und an Bruder Albert, der nun gegen die Russen im Felde stand. Da kam plötzlich wie ein Wirbelwind meine Quartierswirtin die Straße entlang gerannt. Die sonst so stille Frau war garnicht wiederzuerkennen, sie keuchte und hielt schweratmend die Hand auf die Brust, ihren kleinen Marktkorb stellte sie mit einem Ruck auf meine Bank, rüttelte mich an der Schulter, daß sie mich schmerzte und schrie in einem fort im höchsten Diskant:

„Mais, Monsieur, voilà des soldats français, des soldats français!“

Ich mußte im Stillen an meine drei Poilus

denken und nahm an, daß auch sie ihnen begegnet sei, als dann aber ihre Freude gar kein Ende nehmen wollte, wurde ich doch stutzig und eine leichte Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich ging wieder auf mein Zimmer, um mich fertig zu machen, ich wollte nun doch der Kompagnie von der französischen Patrouille Meldung machen.

Als ich mir gerade mein Koppel umschnalle, höre ich plötzlich im Nebenzimmer ein Gewirr männlicher Stimmen, französische Laute schlagen an mein Ohr und ein Blick durch die Türspalte macht mir das Blut erstarren: das ganze Zimmer ist voll französischer Infanteristen, die gerade daran sind, es sich bequem zu machen.

Bei diesem Anblick wäre auch wohl einem Stärkeren der Schreck in die Glieder gefahren. Ich war starr und unfähig mich zu bewegen, umsomehr, als ich mir die Anwesenheit französischer Truppen in einem von deutscher Garde besetzten Dorf nicht zu erklären vermochte. Erst ganz allmählich gewann ich meine Fassung wieder. Wäre ich vollkommen Herr meiner Sinne und meiner Körperkräfte gewesen, so

hätte ich vielleicht durch das Fenſter auf die Straße und von dort zu meinen Kameraden entkommen können, ich aber hatte noch den Typhus in den Gliedern und das Fieber ſchüttelte mich wie Tags zuvor. So trat ich denn kurz entſchloſſen zu den Feinden ins Zimmer. Die fuhren wie von der Tarantel geſtochen empor und ſtarrten mich ganz entſetzt an, ein Schwall von Worten des höchſten Erſtaunens ſchlug mir entgegen, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und geſtikulierten, dann traten einige vor, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich aus dem Zimmer hinaus: ich war Gefangener der Franzoſen.

Erſt viel ſpäter erfuhr ich von dem Rückzug der Unſeren über die Marne, erfuhr ich, daß es die Truppen des Generals Foch geweſen waren, die am Abend dieſes verhängnisvollen 10. Septembers von La Fère-Champenoiſe wieder Beſitz ergriffen hatten.

Die erſten Tage der Gefangenſchaft.

Die fünf Mann meiner Wache, die vorſichtshalber ihre Bajonette aufgepflanzt hatten — denn, trau einer einem „Boche“ — brachten mich durch das ganze Dorf zu der halbzerſchoſſenen Kirche. Die Tore des Gotteshauſes ſtanden weitauf, eine Anzahl franzöſiſcher Soldaten war gerade damit beſchäftigt, die Leichen ihrer gefallenen Kameraden und die einiger Deutſcher aus der Kirche hinaus zu ſchaffen. Sie mochten ſchon ſeit Tagen darin gelegen haben, denn die Luft im Innern des entweihten Hauſes war ſtickig und dick zum Schneiden, der widerlich ſüßliche Verweſungsgeruch legte ſich ſchwer auf die Atmungsorgane.

Die Kirche war arg verwüſtet, die Wände von Artilleriegeſchoſſen zertrümmert; Stroh, zerſplitterte und verkohlte Balken, Schutt, Steine und unzählige Schrapnellkugeln lagen überall umher und der Abendwind pfiff durch die geborſtenen Mauern. Eine Anzahl kranker und verwundeter Deutſcher war

bereits eingeliefert worden, ſie ſtanden oder lagen teilnahmslos mitten in dem Gerümpel und verſuchten zu ſchlafen oder ſich auszuruhen. So alſo ſah die Beute an Gefangenen aus, von der die Franzoſen ſoviel prahlten: kranke und verwundete Kameraden, die froh waren, wenn man ihnen ein bischen Ruhe ließ. Kameraden, denen es ähnlich gegangen war wie mir, die auch krank das Bett gehütet hatten, als der Franzmann kam.

Vorn am Eingang der Kirche hatten die Franzoſen einen großen Haufen „Beute“-Stücke aufgeſtapelt, deutſche Uniformen, Torniſter, Helme, Seitengewehre, Soldbücher, Taſchenmeſſer und allerlei Kleinigkeiten, die der Feldſoldat bei ſich trägt. Das war der reichliche Ertrag der ſtreng durchgeführten Taſchen- und Körperviſitation, der ſich jeder von uns unterwerfen mußte. Zart und feinfühlend gingen die Herren Franzoſen dabei nicht mit uns um, größere Gegenſtände, die ſich nicht ohne weiteres aus den Taſchen ziehen ließen, wurden einfach mitſamt der Taſche aus der Montur geſchnitten. Wie

toll waren die Franzosen auf die Knöpfe unserer Uniformen, sie wurden mit Vorliebe abgeschnitten, und höhnisches Gelächter antwortete denen, die sich dagegen sträubten.

Ich hatte den ganzen Tag außer einem Becher Milch nichts genossen, als ich jetzt einen der Infanteristen, die mich hierher geführt hatten, darauf aufmerksam machte, versprach er freundlich, für etwas Eßbares zu sorgen. Es verging wieder eine ganze Weile, darauf kamen einige Soldaten und brachten uns unsere Mahlzeit für den heutigen Tag: ein kleines Stückchen trockenen Weißbrotes für jeden, einen großen Krug frischen Wassers und ein wenig rohes, unappetitlich aussehendes Rindfleisch. Irgend ein Gerät zum Kochen oder Braten des Fleisches wurde uns nicht gegeben, auch wurde uns strenge verboten, Feuer anzumachen.

Das Wetter war inzwischen draußen umgeschlagen, dem heißen, gewitterdrohenden Tage war eine regnerische, kalte Nacht gefolgt. Der Regen klatschte gegen die durchlöcherten Mauern der Kirche, rann in Strömen

durch das verkohlte Dach und trieb uns, die wir alle krank und siech waren, von einer Ecke in die andere. Gegen Morgen hatte kaum einer von uns noch einen trockenen Faden am Leibe.

Trübe und regnerisch kam der junge Tag herauf, der zweite meiner Gefangenschaft. Hungrig, frierend und matt zum Umfallen standen wir beieinander und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Zunächst erwarteten wir eine, wenn auch noch so geringfügige Verpflegung zu bekommen, wenn es nur eine Tasse heißen, dünnen Kaffees gewesen wäre. Aber nichts dergleichen traf ein. Wie Schafe trieb man uns zusammen, ließ uns in Gruppenkolonne antreten und führte uns hinaus auf das Schlachtfeld des gestrigen Tages, wo man uns auftrug, die Gefallenen zu beerdigen. Es regnete in Strömen, wir waren noch von der Nacht her naß bis auf die Haut, das Wasser stand uns in den Stiefeln, verwundet und krank, ohne Essen und Trinken mußten wir an die ekle Arbeit gehen. Mir wurde die besondere Ehre zuteil, mit einigen Kameraden die

Kadaver gefallener Pferde begraben zu dürfen. Wir gruben große Löcher aus und warfen jedes Mal acht Pferdeleichen in ein Loch, eine Arbeit, die ſchon für einen geſunden Menſchen anſtrengend und ekelhaft iſt, wieviel mehr erſt für Menſchen, die, wie wir, zum Teil ſchwer krank waren. Ich fühlte mich denn auch nach Beendigung dieſer gräßlichen Arbeit ſo elend, daß ich kaum noch hoffte, den Abend zu erleben.

Da man mich mit meinem Helm, mit dem ich gefangen genommen worden war, ſtändig gehänſelt hatte und mir das ewige „cochon casque-a-pique“ zu dumm wurde, hatte ich die ſchwere Pickelhaube fortgeworfen und war nun ohne Kopfbedeckung. So arbeitete ich den ganzen Tag im Regen und das tropfnaſſe Haar klebte mir an Kopf und Geſicht. Bei der rohen Behandlung, die uns zuteil wurde, war es mir deshalb eine herzliche Freude, als ein franzöſiſcher Infanteriſt auf mich zu kam und mir gegen Abend mitleidig eine alte, blaue Franzoſenmütze aufſtülpte. Ich dank' Dir Kamerad, Du haſt unter Rohlin-

gen als Mensch gehandelt, Gott möge es Dir lohnen!

Der Abend dieses Tages brachte mir die schlimmsten Qualen. Infolge meiner Typhuserkrankung litt ich stark an Brechdurchfall, ich konnte mich nicht mehr von der Stelle rühren, war unfähig zu denken und zu fühlen und lag als ich wieder etwas zu mir kam, in meinem eigenen Schmutze. Ein französischer Soldat, der uns inspizierte, fand mich in meiner Hilflosigkeit. Anstatt mir aber behilflich zu sein, begehrte er auf, die „sale cochon" schwirrten mir nur so um die Ohren und er machte alle Anstalten, mir mit seinem Bajonett zu Leibe zu gehen. Aber meine Kameraden, selbst nicht mehr Herren ihrer Körperkräfte, nahmen dennoch, als sie meinen Zustand sahen, so drohende Haltung gegen den Rohling an, daß er sich schimpfend zurückzog. Einen Arzt oder Krankenpfleger zu schicken hielten weder er, noch seine Kameraden für nötig. C'est un boche, qu'il crêve!

Meine Kameraden nahmen sich meiner an und suchten mich in dem Schutt und Gerümpel des verfallenen Gotteshauses so gut als

möglich zu betten; so, betreut vom kameradschaftlichen Geiste deutscher Männer, verbrachte ich eine unruhige, sorgenvolle Nacht.

Und ein neuer Tag kam herauf. Ich fühlte mich etwas besser, aber sehr, sehr matt. Dennoch mußte ich mit den anderen auch heute aus dem Kirchenquartier heraus. Man brachte uns ganz an das Ende von La Fère-Champenoise in eine halbverfallene Fabrik, wo wir Berge von Artilleriemunition vorfanden, die zu verladen uns befohlen wurde. Aus der Ferne grollte dumpf der Donner der Geschütze, drüben an der Marne lagen unsere Brüder, französische Granaten hämmerten vielleicht in ihre Gräben, französische Granaten, die wir hier verluden, die wir ihnen zusandten.

Zum Teufel auch, warum denn? Konnten wir denn unsere Arbeit nicht langsamer ausführen, konnten wir sie nicht ganz verweigern?

Die Sonne schien. Mit ihr kam unser Lebensmut wieder, mit ihr freuten wir uns wieder des Lebens. Und hatten wir vordem fleißig gearbeitet, so ging es jetzt mit voller

Absicht bedeutend langsamer. Ein Berliner war's, der das erlösende Wort fand, als die Kanonen einmal gar zu arg herüberbrüllten:

„Nur immer mit die Ruhe!“ — Das Wort wirkte wie eine befreiende Tat, wir wurden zutraulicher zueinander, suchten einander kennen zu lernen, hörten auf, mit dem Geschick zu hadern, kurz, wir fühlten uns wieder als Menschen. Mir ging es heute besser, das Fieber war fast ganz geschwunden nur eine starke Mattigkeit war in mir geblieben, doch fühlte ich, daß ich die Krisis überschritten hatte.

Den Herren Franzosen paßte unsere Arbeit nicht mehr, es mochten von der Front wohl dringende Anforderungen an Munition gekommen sein, denn wir wurden von französischen Soldaten abgelöst, worüber wir keineswegs böse waren.

Man brachte uns in die Kirche zurück und störte uns nun nicht wieder. Zwei Tage und zwei Nächte verbrachten wir noch in den zerfallenen Mauern der alten Kirche von La

Fère-Champenoiſe, ernſte Nächte, in denen draußen die Kanonen brüllten, Kranke und Verwundete auf ihren harten Lagern unheimlich und herzzerbrechend ſtöhnten, Nächte voller Sorgen und Qualen.

Weiter nach Frankreich hinein.

Ein Sonntag wars. Der Altweibersommer zog seine Fäden, hell und klar stand Frau Sonne am Himmel; es hätte ein Festtag der Seelen sein können, wenn wir nicht gar so bedrückt in unserem Gefängnis gesessen hätten. Keinen Schritt durften wir hinausgehen in die lachende Herbstnatur, für uns war die verpestete, nach Qualm und Leichen stinkende Luft des zerschossen Gemäuers gut genug, wir waren ja nur Gefangene, nur „Boches". Einige von uns verrichteten ihr stilles Sonntagsgebet, andere machten Aufzeichnungen in schnell improvisierten Tagebüchern und andere — Männer, die daheim Frau und Kind hatten — stierten dumpf vor sich hin, Heimatgedanken machten ihnen das Herz schwer. So ging der Tag zur Neige; da kam plötzlich gegen vier Uhr nachmittags der überraschende Befehl, daß wir uns zum Abtransport bereit halten sollten. Zum Abtransport! — Wohin mochte nun die Reise gehen, von unseren Wächtern konnte oder wollte keiner Auskunft

geben. Nun, Gott verläßt keinen Deutſchen, ſo mußten wir denn auch das geduldig über uns ergehen laſſen und waren im Grunde eigentlich garnicht einmal ſo traurig darüber, denn ſchlimmer, als es uns hier in La Fère-Champenoiſe gegangen war, konnte es uns draußen auch nicht gehen.

In Gruppenkolonne humpelten wir dem Bahnhof zu, ganz geſund war keiner, aber die Hoffnung, die den Menſchen auch in der ärgſten Lage nie verläßt, hielt uns aufrecht.

Vorher aber ſollte uns noch einmal ganz klar gemacht werden, daß Frankreich eine Kulturnation iſt. Eine lange Reihe von geſchloſſenen Viehwagen ſtand auf dem Bahnhof bereit, uns aufzunehmen. Ein ſehr ſchneidiger Offizier leitete die Verladung, es kam mir vor, als ſollte eine Herde Hammel untergebracht werden. Man zählte Gruppen zu dreißig und vierzig Mann ab und pferchte eine ſolche Gruppe, entſprechend den Faſſungsvermögen der Wagen, in die übelduftenden Viehwaggons. Wenn wir anfangs geglaubt hatten, daß die Türen geöffnet bleiben würden, dann hatten wir uns in der Menſchenfreund-

lichkeit der Franzoſen wieder einmal gründlich geirrt. Die Rolltüren wurden hermetiſch verſchloſſen, ſo daß wir völlig im Dunkeln ſaßen. Da die franzöſiſchen Viehwagen auch keine beſonderen Luftklappen haben, ſo hätte man uns wohl auch ohne Luft gelaſſen, wenn nicht der Fußboden ſo breite Riſſe aufgewieſen hätte, daß da hindurch mehr friſche Luft kam, als uns lieb war. Niemand von uns aber hätte wohl geglaubt, daß wir die Breite dieſer vertrackten Kälteſpalten noch einmal preiſen würden. Da uns die Franzoſen jedoch tagelang eingeſperrt hielten, waren wir ſchließlich gezwungen, durch dieſe Spalten hindurch unſere dringendſte Notdurft zu verrichten.

Nachmittags fünf Uhr ſetzte ſich der Transportzug in Bewegung. Wir ſaßen eingeſperrt in unſeren Wagen, zuſammengepfercht wie die Heringe, Kranke und Verwundete, alles ohne Wahl durcheinander. Es war die Hölle in dieſem Wagen. Die Verwundeten ſtöhnten, die Kranken ächzten, es gab keine Möglichkeit, ſich bequem zu ſetzen oder gar zu legen, man war unfähig ein Glied zu rühren! Der

ſchlecht gefederte Wagen ſtieß und ſchlingerte hin und her, man döſte ein wenig ein und fuhr gleich darauf entſetzt wieder auf, es war eine quälende Reiſe — der Zug aber rollte unaufhörlich durch Frankreichs Fluren, von denen wir nichts ſahen, nichts ahnten. Wir wußten nicht, wo wir waren, ahnten nicht, wohin wir fuhren, die Ungewißheit peinigte uns, dazu quälte uns ſchier unerträglicher Hunger. Und weiter ging die martervolle Fahrt. Die Nacht kam; beim flackernden Schimmer eines Streichholzes wurde die Zeit feſtgeſtellt, es war ein Uhr nachts, und noch immer ratterte der Zug durch das Land, die Reiſe wollte kein Ende nehmen.

Endlich, am Montag Morgen um fünf Uhr öffnete man unſeren Kerker für einige Minuten und reichte uns etwas trockenes Brot und einen Krug Waſſers hinein. Wir hielten auf Station Tours-Poitiers. Nur kurze Zeit währte der Aufenthalt, dann ging es weiter. Aber dieſes Mal ſchloß man die Türen nicht, ſondern ließ ſie weit offen ſtehen dafür aber nahm ein franzöſiſcher Landſturmmann mit aufgepflanzten Seitengewehr bei

uns im Wagen Platz, damit ja nicht einer von uns während der Fahrt aus dem Wagen ſpringen möchte.

Und weiter ging die Fahrt, dem Süden Frankreichs zu. Langſam durchfuhr der Zug alle Stationen, auf denen Männer und Weiber gaffend ſtanden und uns beſchimpften. Steine wurden uns nachgeworfen, das rohe Volk ſpie uns an und die unflätigſten Schimpfworte wurden uns nachgerufen, von denen „boches“ und „sales cochons“ noch die anſtändigſten waren.

Als unſer Zug in Bordeaux einlief reichten uns Schweſtern vom franzöſiſchen „Roten Kreuz“ etwas warmen Kaffee und Semmeln in die Wagen. Sie waren dabei ſo unfreundlich und machten zum Teil ſolch' ſchadenfrohe Geſichter, daß wohl kaum einer von uns einen Biſſen angenommen hätte, wäre nicht der Hunger gar zu arg geweſen. So nahmen wir wohl oder übel die uns ungern gereichten Nahrungsmittel. In Bordeaux wurden die Schwerverwundeten aus dem Zuge geholt und in Automobilen forttransportiert. Es war das erſte Mal, daß ich

eine von Franzoſen organiſierte Einrichtung gut funktionieren ſah, der Abtransport der Verwundeten geſchah wirklich ordentlich und ſachgemäß und — was uns alle in Erſtaunen etzte, ohne das bei den Franzoſen übliche Geſchrei.

Wir anderen aber durften in unſeren Viehwagen noch weiter durch das ſchöne Frankreich kutſchieren, immer weiter ging es dem Süden zu. Nur ſelten hielt der Zug auf kleinen Stationen, wo wir dann ausnahmslos das alte Schauſpiel der Beſchimpfung durch ſchmutzige Weiber wieder erlebten. Nein, nicht ausnahmslos!

Voller Dankbarkeit haben wir alle noch oft der kleinen Feſtung Dax, unweit der Hafenſtadt Bayonne, gedacht. Als unſer Transport auf dem Bahnhof von Dax hielt, eilten von allen Seiten nicht nur Schweſtern vom Roten Kreuz, ſondern auch Frauen aus dem Volke herbei und labten uns, die wir auf der tagelangen Fahrt faſt verſchmachtet waren, mit Kaffee und belegten Semmeln. Das Herz lacht mir noch heute im Leibe, wenn ich an die Wurſt- und Käſebrötchen

von Dax denke. Und nicht genug damit, auch Rotwein wurde uns gereicht, feuriger Bordeaux von den Rebenhängen der Gironde. Wir danken Euch, Ihr Frauen von Dax, die Ihr die einzigen Frauen in französischen Landen gewesen seid, die uns als Menschen behandelt haben. Dank Euch, Ihr habt Euch im Herzen der deutschen Kriegsgefangenen und ihrer Angehörigen ein ehrendes Denkmal gesetzt. Wir hätten Euch damals im Überschwang unserer Freude beinahe „Die Wacht am Rhein“ gesungen, wenn wir nicht befürchtet hätten, Euch damit wehe zu tun! Habt Dank, Ihr Frauen von Dax!

Zwei Tage noch rollte der Zug durch herrliches Land. Wohin würde die Reise gehen, wo sollte sie enden? Ging's zum Mittelmeer, ging's nach Afrika?

Noch fuhren wir durch das Land der niederen Pyrenäen, es hatte schon stark südlichen Charakter, wir sahen die ersten Agaven und Riesenkakteen an den Weg- und Wiesenrainen stehen und fühlten, wie die heiße Sonne des Südens auf unserem Wagendach brütete. Dem Mittelmeer ging's entgegen.

Aber während wir noch von den bislang niegeſchauten blauen Wogen des Golfes du Lion träumten, knarrten plötzlich die Bremſen, kreiſchten die Kuppelungen, ſtand mit einem harten Ruck der Zug, wir waren am Ziel. Man gab uns den Befehl, die Wagen entgültig zu verlaſſen, es dämmerte ſtark, das fahle Licht einer triſten Laterne ſchwamm in einer roten Ampel, in ſeinem Scheine las ich: Lourdes.

Auf Fort de Lourdes.

Auf den Empfang, der uns in Lourdes bereitet wurde, waren wir allerdings nicht vorbereitet gewesen. Es war inzwischen spät abends geworden, ein seltsames Dämmerlicht lag über der Stadt und von den Bergen kam ein kühler, frostiger Wind. Als wir aus dem Bahnhofsgebäude traten, blieben wir einen Augenblick erstaunt stehen, eine gewaltige Menschenmenge umlagerte das Gebäude und brach, als sie unserer ansichtig wurde, in den nicht enden wollenden Ruf „Vive la France“ aus. Als wir uns in Marsch setzten, begleitete uns das johlende und schreiende Volk durch die lange Reihe der Straßen bis hinauf zur Festung, die von nun an unser Aufenthaltsort sein sollte.

Auf dem Hofe des Forts eingetroffen, wurde je zweien von uns eine Büchse kalter Fleischkonserven vorgesetzt, denen wir, die wir seit vier Tagen nichts Rechtes mehr gegessen hatten, natürlich mit Heißhunger zusprachen. Kaltes Konservenfleisch, das war alles, was

die Herren Franzoſen für ihre Kriegsgefangenen übrig hatten, nachdem ſie aus dem Gefecht gekommen, ſchwere Arbeiten verrichtet und eine viertägige Reiſe im Viehwagen hinter ſich hatten. Seit dem Freudentage von Dax hatten wir nichts Warmes mehr genoſſen.

Nachdem wir gegeſſen hatten, wies man uns unſer Nachtlager an, das heißt, ein brummiger franzöſiſcher Korporal zeigte mit einer einladenden Handbewegung auf den nackten, harten Fußboden und bedeutete uns, daß wir hier zu ſchlafen hätten. Wir waren es ja nun ſchon gewöhnt, wie das Vieh behandelt zu werden und leiſteten ſeiner Einladung Folge. Auf dem kalten Boden des Forts der „heiligen“ Stadt Lourdes träumten wir von den ſagenhaften Wundern des Wallfahrtsortes, die auch uns noch offenbar werden ſollten. Ich habe leider die wundertätige Grotte von Lourdes nie mit eigenen Augen zu ſehen bekommen, aber in der Behandlung und Beköſtigung im hohen Fort de Lourdes haben wir alle unſer blaues Wunder erlebt.

Ein herrlicher, ſonniger Septembermorgen kam herauf, ein Sonnentag, wie ihn nur der

Süden kennt. Die Bergſpitzen der hohen Pyrenäen ſtrahlten im rötlichen Lichte der aufgehenden Sonne, drunten im Tale braute noch wallender Nebel, der ganz langſam höher und höher ſtieg, bis er ſich im Sonnenglaſt des neuen Tages verlor. Dann füllte die Sonne das ganze Tal, vergoldete das klüftereiche Gebirge und ſchimmerte auf dem Dach der prächtigen Baſilika wie eitel Demanten. Wir alle ſtanden am Fenſter und bewunderten das herrliche Naturſchauſpiel und vergaßen faſt, daß wir nicht Vergnügungsreiſende, ſondern arme Kriegsgefangene des „glorreichen“ Frankreichs waren. Es wurde uns aber ſehr bald wieder deutlich zu Gemüte geführt.

In den erſten Tagen nach unſerer Ankunft gab man uns weder eine Schütte Stroh, um darauf zu ſchlafen, noch einen Becher heißen Kaffees, um die Lebensgeiſter wieder zu wecken. Man behandelte uns ſchlimmer als das liebe Vieh. Unſere ganze Nahrung beſtand aus etwas dünner Kartoffelſuppe, in der einige fragwürdige Fleiſchbrocken ſchwammen, und etwas Brot. Das war alles, was

man uns vorsetzte und zwar zweimal am Tage, mittags und abends. In der Zwischenzeit brauchte ein deutscher Kriegsgefangener nach Ansicht der Franzosen nichts zu essen. Wir litten schwer unter dem steten Hunger! Mir krampft sich noch heute das Herz zusammen, wenn ich der Kameraden gedenke, die vom Hunger gepeinigt, sich von den reich mit Speisen besetzten Tischen französischer Bürger wie wilde Tiere Fleischstücke vorwerfen ließen und sich darum, zur Freude der Franzosen, noch balgten. Es war ein trauriges, entehrendes Schauspiel, aber nur der kann es voll und ganz verstehen, der weiß, wie weh der Hunger tut. Es war gewiß nicht schön, aber ich kann die Kameraden nicht schelten, Leute, die daheim starke Esser gewesen waren, mußten an dieser erbärmlichen Kost zugrunde gehen.

Eines Tages eröffnete dann ein spekulativer Franzose eine Kantine, darin es allerhand zu kaufen gab, was eines Kriegsgefangenen Herz erfreut, allerdings waren die exorbianten Preise weniger erfreulich. In gemeinster Weise wurde dazu noch der Kurs des deutschen Geldes gedrückt. Für zehn

Mark gab der edle Kantinenwirt ganze sechs Franken, Silber nahm er anfangs garnicht an, später gab er für drei deutsche Reichsmark einen lumpigen Franken. Wir alle hätten gern darauf verzichtet, in dieser Kantine zu kaufen, wenn sich uns sonst irgendwie Gelegenheit geboten hätte, uns zu verproviantieren. An Briefe und Pakete aus der Heimat war vorläufig noch garnicht zu denken. Die Freude zu beschreiben, als erst einmal die ersten Grüße aus der Heimat einliefen, wäre vergebliches Bemühen. Sie halfen uns über das Peinigende unserer Lage hinweg, heiterten uns auf und brachten uns nicht nur Kunde über unsere Lieben daheim, sondern auch über den Krieg. Wenn es in allen Briefen auch nur versteckt angedeutet werden durfte, wir wußten nun doch, daß es gut um Deutschland stand.

In dieser Zeit war es, daß ich zum ersten Male meinen Beruf wieder ausüben konnte; die Briefe aus der Heimat hatten mir Mut und Freudigkeit gegeben, ich hatte das Beten nie verlernt und so machte ich denn eines Tages den Versuch, auf dem Hofe des Forts

eine kleine Andacht abzuhalten. Ich fand viele willige Zuhörer und habe später fast täglich Bibelstunden abgehalten, das waren mir die schönsten Weihestunden in den Tagen dieses Elends. Ich selbst bin unbeweibt, es gab mir Trost, andere, die um Weib und Kind daheim ernste Sorgen hatten, trösten zu können. Und was ich zuerst aus freudigem Herzen getan hatte, wurde mir dann zur Pflicht, als in unserem Lager der Typhus ausbrach: Im unteren Teile des Forts, in dem sich dumpfe und feuchte Kasematten befanden, die einem Teile unserer Kameraden zum Aufenthalt dienten, wo sie auf fauligem, stinkenden Stroh liegen mußten, brach er zuerst aus. Zwei, drei Kameraden starben in kurzer Zeit unter furchtbaren Qualen, die französischen Ärzte nahmen die Sache nicht allzu ernst und änderten nichts an der Unterkunft der übrigen.

Als ich bat, mit meinen Kameraden an der Beerdigung teilnehmen zu dürfen, wurde uns die Erlaubnis dazu verweigert, angeblich, weil die „Bevölkerung zu aufgeregt“ sei. Wie dann jedoch die Typhusgefahr weiter

um ſich griff und auch die franzöſiſchen Soldaten zu erfaſſen drohte, bekam es die Regierung mit der Angſt und ordnete eine allgemeine Typhusimpfung an. Bei dieſer Gelegenheit zog ich mir die erſte Strafe in meiner Gefangenſchaft zu.

Da ich Impfgegner bin, bat ich den Arzt um Befreiung vom Impfen, dieſer aber machte ſehr kurzen Prozeß und ließ mich einfach abführen. Nachdem ich eine Stunde „priſon“ wegen „Widerſetzlichkeit“ abgebüßt hatte, ließ mich der Kommandant, der mir übrigens recht wohl wollte, zu ſich kommen und fragte in gebrochenem Deutſch: „Seit wann haben Sie gelernt, zu befehlen?“ — Ja, hatte ich denn überhaupt etwas befohlen? Ich war ſtarr und ſetzte dem Kommandanten beſcheiden mein „Verbrechen“ auseinander; er hörte mich ruhig an, befahl mir dann aber, mich doch impfen zu laſſen, was ich denn wohl oder übel auch geſchehen ließ, allerdings nicht, ohne, daß Monsieur le Docteur dieſe Impfung mit beſonderer Freude und Gründlichkeit an mir vollzogen hätte.

In dieſen Tagen lernten wir auch die

„aufgeregte" Bevölkerung von Lourdes kennen. Wenn wir nämlich drunten in der Stadt die Lebensmittel für uns abluden, umstand unseren Wagen immer eine große Menschenmenge, die uns neugierig betrachtete. Zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie war garnicht aufgeregt, nicht einmal feindlich. Eine einzige Ausnahme — und die ist bezeichnend — will ich hier erwähnen. Das war ein katholischer Pfarrer, vor dessen Kleid ich ehrerbietig grüßend die Mütze zog. Zum Dank dafür spuckten Ehrwürden mir direkt ins Gesicht und murmelten mit unterdrückter Wut das schöne, heilige Wort: „Cochon!" — Ich habe in Zukunft nie wieder einen französischen Geistlichen gegrüßt.

Als der Weihnachtsabend herannahte, kamen aus allen Teilen Deutschlands Pakete für uns an, sodaß wir in der Lage waren, ein echtes, deutsches Weihnachtsfest herzurichten. Wir hatten eine Festungsstube ganz mit Tannengrün und Lichtern geschmückt, ein kunstfertiger Kamerad hatte eine kleine Krippe angefertigt, und der sauber gedeckte Tisch war mit Geschenken aller Art aus der Heimat

beladen, die besonders für die Bedürftigen unter uns berechnet waren. Nachdem ich eine kleine Andacht gehalten hatte, der ich Joh. 1, 14. zugrundelegte, begann die Bescherung, die bei allen Kameraden und auch bei unseren französischen Wächtern eitel Freude auslöste. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte daher am anderen Tage der Rundgang des Kommandanten. Wir dachten für die Ausschmückung der Festungsstube besonderes Lob zu ernten, statt dessen verzog er nur etwas den Mund und sagte mit einem Fingerzeig auf den Schmuck kaltblütig: „Weg das!“ — Dann ging er wieder. Wie wenig doch der Franzose das hat, was wir dummen Deutschen „Gemüt“ nennen!

Kurz nach Weihnachten wurden wir eines Tages alle in freudiges Staunen versetzt. Es wurden große Stapel feiner, wollener Decken in unser Zimmer gebracht, die wir vordem nie gesehen hatten. Wir glaubten schon, es würde auf Lourdes nun ein besseres Leben beginnen, aber wir hatten uns bitter getäuscht. Es kam nämlich nur ein amerikanischer Gesandter, der die Gefangenenlager

in Frankreich inſpizieren ſollte. Mit großer Kaltſchnäuzigkeit und ohne jedes ſichtbare Intereſſe rannte er durch unſere Räume, ſodaß keiner von uns es für angebracht hielt, dieſem Herrn den Betrug aufzudecken. Ein ander Mal kamen einige Herren vom Internationalen Roten Kreuz, die ſich auch das Lager nur flüchtig anſahen. Das einzige gute, was dieſer Tag für uns brachte, war, daß wir ein leidlich gutes Eſſen mit Fleiſch, Kartoffeln und Reis erhielten. Dafür bekamen wir dann am anderen Tage wieder die übliche Kartoffelſuppe. So ſah die Gefangenenfürſorge der Neutralen im Jahre 1914 aus.

Ich will nichts weiter von Lourdes erzählen, es wäre doch nicht viel des Guten. Man beſchimpfte in der Kantine unſeren Kaiſer durch Wort und Bild, man beſtahl unſere Pakete und machte uns das Leben ſo ſchwer wie möglich, damit wir ja merkten, daß wir nur Gefangene waren. Deshalb waren wir froh, als gleich nach dem in aller Stille verbrachten Neujahrstage 1915 das Gerücht aufkam, daß wir verſetzt werden würden. Am 18. Januar 1915 ward dann die Vermutung endlich zur Wahrheit.

Auf Forteresse de Blaye und im Camp de Souyes.

Unsere Übersiedlung nach Blaye war ein echt französisches Gaukelspiel. Die Regierungsblätter in Bordeaux — wo sich damals noch die französischen Machthaber aufhielten — hatten ihren Lesern von Tausenden von deutschen Gefangenen vorgefaselt, und das leicht enthusiasmierte französische Volk verlangte nun einen Teil dieser gefangenen „Boches“ mit eigenen Augen zu sehen. So wurden wir denn, nur um dem Volk ein Schauspiel zu bieten, mindestens zehnmal auf dem Bahnhofe von Bordeaux hin und her gefahren Angeblich wurde unser Zug umrangiert, da aber alle Wagen in ihrer Reihenfolge blieben, wir nicht einmal die Lokomotive wechselten und ständig auf neuen Geleisen durch die Hafenstadt kutschiert wurden, merkten wir sehr bald, um was es sich handelte. Man hatte die Rolljalousien vor unseren Abteilfenstern heruntergelassen, so saßen wir stundenlang zusammengepfercht in den engen, schlechtge-

lüfteten Käfigen und mußten das Geheul der Menge, Pfeifen und Steinewerfen über uns ergehen lassen. Gemein, wie man uns in Lourdes empfangen und behandelt hatte, wurden wir auch entlassen.

In Blaye, das am Ausfluß der Gironde, dicht am Meere gelegen ist, wurde es endlich besser. Leutnant der Reserve B. nahm sich nun energisch unserer an und sorgte für Manneszucht und gute Kameradschaft. Von Anfang an hatten wir zu diesem Manne Vertrauen, der militärischen Schneid mit diplomatischer Geschicklichkeit verband, und der in jeder Beziehung geeignet war, uns vor den Franzosen und dem Kommandanten zu vertreten. Der neue Kommandant war ein alter, sehr liebenswürdiger Herr; man munkelte, er sei im siebenziger Krieg in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen. Das muß ihm jedenfalls in angenehmer Erinnerung geblieben sein, denn er ließ uns eine durchaus gerechte Behandlung zuteil werden.

Wir wohnten in Blaye in luftigen Baracken, deren jede 120 Mann faßte, die in zwei Stockwerken übereinander hausten. Es

war ganz gemütlich in diesen Häuschen, nur, wenn der Wind von See her stand, war es doch schon empfindlich kalt. Als besondere Wohltat empfanden wir es, daß wir in der Gefangenenküche heißes Wasser zum Reinigen unserer Wäsche empfangen konnten. Man fühlte nun doch die Last der schweren Arbeit, merkte an der geringen Widerstandskraft des Körpers, daß man unterernährt und verludert war. Die ungeheueren Märsche durch Belgien, der zermürbende Einfluß der schweren Krankheiten und bei einigen der ungeheilten, ganz verjauchten Wunden, alles das trug dazu bei, daß uns jetzt selbst schon geringe Anstrengungen herzlich schwer fielen. Und auch sonst war so manches unerfreulich an uns. Wenn man selbst ständig im Elend hockt, verliert man ja schließlich den Blick dafür, aber, daß wir böse heruntergekommen waren in all' diesen Monaten, das konnte sich keiner verhehlen. Wir alle saßen voller Ungeziefer, trotz aller Reinlichkeit, trotz täglicher Wäsche und gründlicher Lausejagd, unsere Uniformen und Stiefel waren zerfetzt und zerrissen. Wir sahen böse aus! Die

Franzoſen hatten allerdings keinen Blick dafür, wir hätten nackend gehen können, ihnen wäre es gleich geweſen. Deshalb freuten wir uns wie die Kinder, als wir uns zum erſten Male wieder gründlich mit heißem Waſſer waſchen konnten, als wir unſere Wäſche einmal tüchtig auskochen durften. Wie ſeltſam, daß das Selbſtverſtändliche des gepflegten Menſchen für Elende zum Ereignis werden kann.

Von der höchſten Stelle des Feſtungshofes in Blaye hatte man einen weiten Blick über das Meer. Nie ward mir Iphigeniens Sehnſucht nach der Heimat ſtärker bewußt als hier, und oftmals, wenn ich von hier oben über das weite Meer ſchaute, änderte ich Goethes herrliche Verſe, daß ſie auf mich paßten:

„Am Ufer ſaß er lange Tage,
Das Land der Deutſchen mit der Seele ſuchend!“

Manch' einer von uns, die hier in Blaye ſaßen, hat die Heimat nicht wieder geſehen. Krankheiten und veraltete, nie geheilte Wunden forderten manches Leben, manch' einer wurde mit militäriſchen Ehren auf dem kleinen Gefangenenfriedhof begraben.

Oftmals aber ging es auch luſtig zu in unſeren Baracken. Ein fideler Schneider, den wir kurzweg den „Zirkusdirektor“ nannten, hatte in einer Baracke eine Bühne eingerichtet, auf der er mit Hilfe anderer Kameraden allerlei luſtige Einakter zum Beſten gab. Wir haben manchen amüſanten Abend in dieſem proviſoriſchen Theater verbracht. Ein ganz beſonders umfangreiches Programm hatte das luſtige Schneiderlein für Kaiſers Geburtstag vorgeſehen, das ſich nach einer einleitenden ernſten Feier, bei der wir ein dreimaliges Hurra auf den allerhöchſten Kriegsherrn ausbrachten und „Heil dir im Siegerkranz“ ſangen, ohne, daß die Franzoſen uns zu ſtören wagten, glatt abwickelte.

Weniger angenehm, als dieſe Stunden der Zerſtreuung waren die Stunden der Arbeit. Ein Teil der Kameraden wurde dazu herangezogen, in chemiſchen Fabriken an der Herſtellung von Exploſivſtoffen zu arbeiten, eine Arbeit, die unſeren Jungen natürlich garnicht behagte, weil ſie ſich immer ſagen mußten, daß dieſe Pulvermengen dazu dienen ſollten, Kameraden zu töten.

Auch ich mußte eines Tages, um einen kranken Kameraden zu vertreten, in einen riesigen Teerbottich steigen und ihn reinigen. Zwar suchte ich mich diesem gräßlich schmierigen Geschäft durch die Flucht zu entziehen, aber meine Wächter fanden mich in dem nicht gerade ausgedehnten Fabrikgebäude nur zu bald harmlos in einer Ecke sitzend wieder und zwangen mich doch dazu, meine Arbeit zu beenden. Am schönsten waren die Stunden am Meeresstrande. Wir mußten von dort Sand und Steine zur Ausbesserung der Straßen holen. Viele meiner Kameraden, die das Meer zum ersten Male sahen, waren ganz entzückt von dem gewaltigen Eindruck und sobald Aussicht war, zum Steineholen kommandiert zu werden, meldete sich alles freiwillig, was sich bei der Verteilung anderer Arbeiten nie ereignete.

Die Verpflegung war in Forteresse de Blaye, wie so vieles andere, bedeutend besser, als in Lourdes. Vor allen Dingen wurden wir nicht so unglaublich übers Ohr gehauen wie dort. Eine freundliche Milchfrau brachte uns jeden Morgen frische Milch und rohe

und gekochte Eier zu ganz normalen Preisen, ein Genuß, den nur der richtig zu schätzen weiß, der monatelang nichts anderes gegessen hat, als dünne Kartoffelsuppe und trockenes Brot. Auch die Pakete und die andere Post liefen in diesem Lager regelmäßig ein, sodaß wir alles in allem in Blaye schon zufrieden sein konnten. Nur des Abends, wenn das Meer eintönig rauschte und des Mondes silbern Licht das Lager gespenstisch beleuchtete, dann packte uns oftmals das Heimweh; dann saßen die Kameraden droben am Aussichtspunkt und sangen schwermütige Heimatslieder, dann plauderten wir von Deutschland und bauten Luftschlösser, dann brauste auch wohl das „Deutschland, Deutschland über alles“ über die weiten Wasser dahin und allen war, als trügen die Winde die Klänge über das Meer zur fernen, lieben deutschen Heimat.

Um die Mitte des Monats April bekamen wir neue Kameraden aus Lourdes, zwei Elsässer, die sich ihre gute deutsche Gesinnung tapfer bewahrt hatten. Man hatte sie aus Lourdes deshalb unwillig abgeschoben,

nachdem man ihnen übel genug mitgespielt hatte. Besonders dem einen von ihnen, dem Füsilier E. von meinem Regiment hatten sie in Lourdes heftig zugesetzt. Um ihn gefügig zu machen, hatte man ihn tagelang in einen ganz gewöhnlichen Schweinestall eingesperrt und hatte ihn durch Kostentziehung physisch, zu schwächen gesucht. Man bedenke: Kostentziehung bei dem „Fraß", den es ohnehin schon in Lourdes gab und der kaum ausreichte, ein kleines Kind zu sättigen. Da aber alle Überredungsversuche der Franzosen und Französlinge nichts gefruchtet hatten, schob man ihn nach Blaye ab, wo wir ihn zunächst erst einmal pflegten, damit er wieder zu Kräften kam. Lange sollten wir allerdings nicht zusammen bleiben, denn eines schönen Tages mußten die beiden Elsässer nach Afrika übersiedeln, während man mich Ende April nach dem Camp de Souyes versetzte.

Es ist das ein großer Militär-Übungsplatz in der Nähe von Médard, den wir Kriegsgefangenen angelegt haben. Als ich ankam, war der Platz bereits ziemlich fertig,

weil die Franzosen mit ganz verdächtigem Eifer uns zur Arbeit antrieben. Sie mußten wohl fühlen, daß die Ausbildung ihrer Infanterie bei weitem nicht so gut war, als die, die sie ihrer Artillerie zuteil werden ließen, und da es in Frankreich nur wenige Infanterie-Übungsplätze gab, mußten wir uns sputen, dieses französische Döberitz fertig zu stellen. Es waren schöne luftige Baracken gebaut worden, in denen wir die Fußböden zementieren mußten. Wir selbst wohnten immer zu fünfzehn Mann dicht zusammengepfercht in Zelten. Unser Zeltlager befand sich ganz am Ende des Platzes, war von einem hohen Drahtzaun umgeben und wurde von Posten mit aufgepflanztem Bajonett ängstlich bewacht. In diesem Käfig hatten die armen Kameraden, die schon lange hier waren, den ganzen unwirtlichen Winter hausen müssen, eine Qual, die nur hin und wieder „angenehm“ unterbrochen wurde durch die Schießübungen französischer Infanteristen, die sich eine Freude daraus machten, von Zeit zu Zeit „versehentlich“ mitten unter die deutschen Gefangenen zu schießen.

Die Verpflegung war miserabel, der Koch schien bei dem Küchenchef von Lourdes gelernt zu haben, vielleicht, daß die Brühe, die es hier zu essen gab, noch etwas dünner war, als dort. Oft war diese ewig gleichförmige Kartoffelsuppe mit dem meist ekelerregenden Fleisch nicht zu genießen, und mehr als einmal habe ich das „Essen“ über den Zaun gegossen und lieber gehungert.

Was mir das Leben in diesem Lager so unerträglich machte, war die geradezu lächerliche Arroganz der französischen Soldaten, die auf diesem Übungsplatze ihre erste Ausbildung erhielten. Diese Kerls, die noch nie Pulver gerochen hatten, spielten sich auf, als seien sie die Herren der Welt. Gar zu gern standen sie draußen vor unserem Drahtzaun und versuchten, uns mit Schimpfworten und mit in gebrochenem Deutsch vorgebrachtem albernen Geschwätz aus unserer schönen deutschen Ruhe zu bringen, was ihnen aber fast nie gelang. Nur einmal waren wir alle zu Tode erschrocken, das war im schönen Maienmond 1915. Da kamen die Franzosen in Scharen an unseren Zaun

gerannt, um uns freudestrahlend und hämisch zu berichten, daß auch Italien uns den Krieg erklärt habe. Wir wollten erst an solche Treulosigkeit nicht glauben, mußten dann aber doch die Wahrheit erkennen. Nun kannte der Hochmut der Herren Franzosen keine Grenzen mehr: „Les Boches kapuht!“ — „L'Allemagne fertiich!“ So klang es von allen Seiten, und wir waren ehrlich bedrückt, weil wir nicht wußten, wie es in Deutschland stand.

Die Franzosen aber waren ganz aus dem Häuschen, sie veranstalteten einen militärischen Umzug, bei dem ununterbrochen die Marseillaise gespielt wurde. Die Fahnen sämtlicher Verbündeter wurden durch das Camp geschleppt und wir mußten entblößten Hauptes Spalier bilden. Wo in Deutschland traut man einem Kriegsgefangenen derart entehrende Dinge zu?!

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Das Getue der Franzosen hatte mich ins Innerste getroffen, ein Ekel erfaßte mich vor diesem Hundeleben, ich knirschte mit den Zähnen vor Wut über dieses Banditenvolk.

Ich beschloß bei mir selbst, ein Ende zu machen, so oder so: ich wollte fliehen. Zwar tat es mir leid um meinen guten und lieben Freund S., den ich nun allein lassen würde, aber das Verlangen nach Freiheit wurde so mächtig in mir, daß es jedes andere Gefühl unterdrückte. Ich wollte frei sein!

Mein erſter Fluchtverſuch am 6. Juni 1915.

Was in dieſer Nacht nur Gedanken geweſen waren, reifte am Tage zur Tat. Ich begann, mich auf die Flucht vorzubereiten und ſuchte vor allen Dingen, Zivilkleidung an mich zu bringen. Ein glücklicher Zufall verſchaffte mir ein gutes Mancheſter-Beinkleid und ein franzöſiſches Ziviljakett. So war mit einem Male aus dem Soldaten ein Ziviliſt geworden und der erſte Schritt, einer der ſchwierigſten, zur Flucht getan. Lebensmittel verwahrte ich in einem Rucksacke, der mir irgendwie in die Hände gefallen war.

Ich fragte meinen Freund, ob er den Verſuch mitmachen wollte, doch er lehnte ab, die ganze Sache ſei ihm nicht recht klar. Nun, mir war es jedenfalls ſonnenklar, ich konnte und wollte nicht länger hier bleiben, mochte der Verſuch ausgehen, wie er wollte.

Der 6. Juni, ein Sonntag, ſollte mein Befreiungstag werden. An dieſem Tage

wurden die Zelte gewechſelt, die Kameraden wurden durcheinander gewürfelt, es fiel nicht gleich auf, wenn einer fehlte. Ich ließ mir meinen Spitzbart fortraſieren und war nun — klar zum Gefecht. Aber noch einmal ſtellten ſich Schwierigkeiten in den Weg. Gerade für dieſe Nacht waren von den Franzoſen Nachtübungen angeſetzt und bereits um 9 Uhr abends wimmelte der Truppenübungsplatz von ſchwärmenden und exerzierenden Truppen. Meine Zeltgenoſſen begannen ängſtlich zu werden, mehr als einer behauptete: „Heute abend iſt's unmöglich!“ — Aber gerade das reizte mich, ich hatte es mir vorgenommen, nun wollte ich's auch durchführen, mochte da kommen, was wollte. Noch einmal habe ich an dieſem Abend inbrünſtig und heiß gebetet, dann galt es Abſchied zu nehmen von den Kameraden. Sie warnten mich noch einmal, Freund S. ſah mich ſkeptiſch und traurig an, ich aber riß mich los. Den Zeltgenoſſen ein letztes Lebewohl, dann trieb es mich hinaus. Nun war ich allein, nun mußte es biegen oder brechen.

Draußen angekommen warf ich mich in

der Nähe des Drahtzaunes platt auf den Boden und beobachtete den Poſten, der gemächlich auf und ab ſchlenderte. Meinen vollgepackten Rucksack hielt ich krampfhaft in der Hand. Etwa 10 Minuten mochte ich ſo gelegen haben, als der Poſten zur anderen Seite des Lagers ſchritt, um ſich mit der dortigen Schildwache zu unterhalten. Auch der Mittelpoſten verließ ſeinen Stand und ging zu dem linken Eckpoſten, ſo daß die rechte Lagerecke, in der ich lag, frei von Wachen war. Jetzt oder nie, dachte ich, und kroch vorſichtig unter dem Drahtzaun hindurch und ſprang, durch die Zelte gegen die Wache gedeckt, in leicht gebeugter Haltung davon. Der Mond, der hell und klar geſchienen hatte, überzog ſich mit einer leichten Wolkendecke und das war gut, denn ich hörte in der Nähe franzöſiſche Kommandos und wäre von den übenden Soldaten unzweifelhaft entdeckt worden, wenn es nicht plötzlich dunkel geworden wäre. Aus Angſt, ich könnte in einen der beſetzten Schützengräben geraten, machte ich einen weiten Bogen nach Norden und kam glücklich in

einen Wald, der mich für's erſte den Blicken etwaiger Verfolger entzog. Der Mond ſchien jetzt wieder in voller Klarheit und ſein bleiches Licht machte es mir möglich, mich leicht und ſicher durch das Geſtrüpp zu finden. Einmal wäre ich allerdings faſt in eine marſchierende Infanteriekolonne hineingelaufen, erſt im letzten Augenblick bemerkte ich ſie und konnte ſie umgehen. Endlich hatte ich den Wald durchquert und ich befand mich nun auf der Landſtraße, die genau öſtlich nach Bordeaux führte. Es war elf Uhr nachts. Mein Plan ſtand ſchon von vornherein feſt, ich mußte noch in dieſer Nacht über Bordeaux hinaus ſein. Bis dorthin waren es 20 Kilometer, ich müßte mich alſo ſputen. Die Chauſſee wimmelte von Gefährten aller Art, die von ihren Sonntagsausflügen in die Stadt zurückkehrten. Der erſte Menſch, der mir begegnete, war ein Radfahrer; es war mir doch ein unheimliches Gefühl, ihn mir entgegenkommen zu ſehen. Wie nun, wenn er mich angeſprochen hätte. Ich ſprach doch nicht franzöſiſch. Aber ich überwand die Scheu bald und ſchritt friſch voran. Ich war ſogar

unverſchämt genug, ſelbſt einer Abteilung radfahrender Infanteriſten nicht auszuweichen; ſie fuhren plaudernd vorüber und grüßten mich mit einem freundlichen: „Bon soir!“, das ich ebenſo freundlich erwiderte. Kurz vor drei Uhr morgens traf ich in Bordeaux, der damaligen Haupt- und Reſidenzſtadt Frankreichs ein. In den Straßen war es totenſtill, kein Menſch war zu ſehen, mein Weg führte mich an einem Freudenhauſe vorüber, aus dem mich ein Weib artig einlud, ich machte eine Bewegung, als habe ich kein Geld und ſo ließ ſie mich ziehen, ohne daß ich nötig hatte, an ihr meine mangelhaften Kenntniſſe des Franzöſiſchen zu prüfen.

Ich wanderte weiter, immer dem Kompaß nach, ein Nachtwächter mit Lanze, Horn und Laterne ſchaute mir lange nach, imponierte mir aber nicht im geringſten, auch ein Gendarm wandte ſich nach mir um.

Allmählich hatte ich jetzt Hunger bekommen. Ich ließ mich daher auf einer öffentlichen Bank nieder und packte ganz ungeniert meine Schätze aus. Nachdem ich mich geſtärkt hatte, zog ich eilends weiter.

Auf der Girondebrücke, die ich etwa gegen vier Uhr morgens überschritt, unterhielten sich laut zwei französische Zollbeamte, ein Gendarm schaute mir fragend nach. Im Hafen herrschte tiefster Frieden, die meisten Schiffe lagen trostlos verlassen da, nur auf wenigen brannte ein trübes Licht.

Im Eilmarsch durchwanderte ich Bordeaux, überschritt ohne Zögern einen militärisch bewachten Bahnübergang und pilgerte der Sonne entgegen, die langsam begann im Osten heraufzusteigen. Es wurde jetzt Zeit, sich nach einem Tagesquartier umzuschauen; mir kamen schon verdächtig viele Menschen, vor allen Dingen auch Soldaten entgegen. Sonst war es kirchenstill um mich her, kein Lüftchen regte sich, nur hin und wieder plätscherte ein Bächlein am Wegesrand. Als ich einen Wald mit dichtem Unterholz erreichte, beschloß ich, hier tagsüber zu bleiben. Aber mein erstes Lager erwies sich als unsicher. Kinder durchsuchten den Wald nach Beeren und Kräutern und trieben mich wie ein aufgescheuchtes Wild weiter. Immer tiefer hinein in den Wald verlor ich mich,

bis ich mich ſchließlich geborgen wähnte. Ich ruhte mich tüchtig von den Strapazen und den Aufregungen der Nacht aus, aß noch einmal nach Herzensluſt und las dann einige Stunden in dem einzigen Buch, das mich begleitet hatte: dem neuen Teſtament. Bald aber peinigte mich quälender Durſt. Eine Flaſche Johannisbeerwein, die ich mitgenommen hatte, war inzwiſchen leer geworden, es war die höchſte Zeit, mich mit etwas Trinkbarem für die Nacht zu verſehen.

Um neun Uhr abends ſetzte ich die Reiſe fort; ohne Scheu kaufte ich bei einer freundlichen Bauersfrau eine Flaſche Rotwein um 60 Centimes, wobei ich angab ein ſchweizeriſcher Pfarrer zu ſein, der Südfrankreich bereiſe, was ſie mir bei meinem mangelhaften Franzöſiſch auch glaubte. Ungehindert wanderte ich nun gen Oſten, der Dordogne zu, die ich bei Libourne überſchreiten wollte. Den folgenden Tag verbrachte ich in einem Weinberge, der mich gut gegen Sicht deckte. Um 8 Uhr abends des dritten Tages ſeit meiner Flucht machte ich mich wieder auf den Weg,

nachdem ich in einem Weiher mitten in einem Walde ein erfriſchendes Bad genommen hatte.

In einem kleinen Flecken, deſſen Name mir entfallen iſt, machte ich wieder einige Einkäufe, wobei ich wieder die Ausrede von dem ſchweizeriſchen Pfarrer gebrauchte und damit auch Glauben fand. Die Frauen des Dorfes machten mir ehrfürchtige Verbeugungen, ja einige küßten mir ſogar die Hand. Ich ließ mirs ruhig gefallen, denn mein Herz war voller Freude, ich war ja frei, frei und Herr meiner Zeit und meines Willens.

Freude im Herzen wanderte ich nach Norden weiter, der Kompaß gab mir die Richtung. Ich wollte von hier aus auf die Hauptlandſtraße kommen, die nach Oſten führt. Soweit ging alles gut, da kam ich an einen kleinen Scheideweg, bei dem ich weder rechts noch links wußte. Ich vertraute meinem Glück und wählte den breiteren Weg in der Annahme, daß eine ſolch' große Straße ſicher auf die Chauſſee führen müſſe. Aber das Schickſal hatte es anders gewollt, auf dieſem vermaledeiten Scheidewege ereilte mich das Geſchick, das mir bis dahin ſo günſtig war.

Die kleine Landſtraße, der ich gefolgt war, endigte nicht auf der Chauſſee, ſondern bei einer kleinen Ferme. Der Bauer, der ſich wohl gerade hatte zur Ruhe begeben wollen, ſtand vorn am Eingang des Tores und ſah dem ſpäten Wanderer mißtrauiſch entgegen. Was ſollte ich tun? Weitergehen und mich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen? Schweizer Pfarrer wandern gemeinhin nicht des Nachts in der Welt herum, was ſollte ich mit meinen mangelhaften Sprachkenntniſſen alſo vorbringen? Zum erſten Male ſeit meiner Flucht verließ mich meine Kaltblütigkeit, und ich tat jetzt das Dümmſte, was ich überhaupt hätte tun können, ich drehte auf der Stelle um und rannte im eiligen Tempo den Weg zurück.

Jetzt war der Bauer ganz und gar mißtrauiſch geworden. Sein „Heda' boche!", womit man in Frankreich nicht nur die Deutſchen, ſondern auch die Landſtreicher bezeichnet, klang hinter mir her, ohne, daß ich mich aber weiter darum gekümmert hätte. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als ich bereits wieder auf der Hauptſtraße wanderte, begegnete mir plötzlich mein Bäuer-

lein von der entgegengeſetzten Richtung und hinter mir drein kamen zwei andere im Eilmarſch heran. Ein Entwiſchen war unmöglich, jetzt galt es alle Ruhe und Kaltblütigkeit zuſammennehmen. Ja, hätte ich franzöſiſch geſprochen, aber ſo half mir alle Kaltblütigkeit nichts. Gegen einen mißtrauiſchen Bauernſchädel kann keine noch ſo überzeugende Rede etwas ausrichten, beſonders, wenn dieſe noch ſo mangelhaft wie möglich ausfällt. Die drei biederen Bäuerlein ſagten mir auf den Kopf zu, ich ſei ein Spion. Das konnte ich allerdings mit gutem Gewiſſen beſtreiten, aber geglaubt haben ſie es mir nicht. Als ich die Geſchichte von dem Schweizer Pfarrer zum Beſten gegeben hatte, verlangten ſie meine Papiere zu ſehen, die ich ihnen doch beim beſten Willen nicht zeigen konnte. Ich war da in eine verflixte Situation geraten, mich überlief es heiß und kalt. Mit Mühe und Not brachte ich den Satz zuſammen, der mich entlaſten ſollte: „Messieurs, j' ai perdu mes papiers!“ — Da lachten die Halunken ganz hämiſch und beſchloſſen, mich dem Herrn Bürgermeiſter des Dorfes vorzuſtellen, was ihnen ſicherer

erſchien, als mich laufen zu laſſen. Sie glaubten immer noch feſt an den Spion, daß ich Kriegsgefangener ſein könnte, kam ihnen garnicht in den Sinn. Dieſes elende Neſt, das mir zum zweiten Verhängnis wurde, hieß Pomerole.

Unter vielen aufgeregten Reden, von denen ich kein Wort verſtand, brachten mich die drei Biedermänner zu Monsieur le Maire, der mich in ſeiner kugelrunden Schönheit, von Weib und Kind umgeben, ſtaunend in Empfang nahm. Die drei Bauern berichteten den Sachverhalt, der Herr Bürgermeiſter ſchob ſeine goldene Brille auf die Stirn, fixierte mich ſcharf und befahl mir dann, meinen Rucksack abzulegen. Nun ging es an ein eifriges Viſitieren, ſie fanden nichts, als mein Notizbuch — aber das genügte. Als ich den Bürgermeiſter darin herumblättern ſah, gab ich mein Spiel verloren und das war es auch. Denn kaum hatte er ein wenig darin geleſen, als er mich groß anſah und mir entgegenſchleuderte:

„Mais, Monsieur, vous êtes prisonnier de guerre!“ —

Leugnen konnte ich nicht, es hätte doch nichts mehr geholfen, so sagte ich denn nur: „Oui, Monsieur“ und erwartete mein Schicksal; meine erste Flucht war mißglückt. Die drei Bauern rissen starr vor Entsetzen den Mund auf, aufgeregt gaben sie ihre Namen zu Protokoll, dann standen sie lebhaft schwadronierend bei Seite. Ich aber wurde von einem Gendarmen mitten in der Nacht nach Libourne gebracht, wo wir um 12 Uhr mitternacht eintrafen. Die Bäuerlein waren gefällig mitgetrottet, sie wollten doch sehen, was aus mir würde. Als ich nun aber ins Gefängnis abgeliefert werden sollte, mußte ihnen doch so etwas wie Hochachtung vor meiner Leistung aufgestiegen sein, denn sie drückten mir alle drei ganz freundschaftlich und bäuerlich derb die Hand.

Der Kommandant von Libourne, der mich am andern Tag eingehend verhörte, sprach gebrochen Deutsch. Er fragte mich am Schlusse des Verhörs, ob ich wüßte, daß auf Flucht aus dem Gefangenenlager die Strafe des Erschießens stände. Mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt erklärte ich, daß ich

davon nichts wüßte und daß ich auch das nicht glauben könne. Darauf lächelte er malitiös und übergab mich mit einem eigenhändigen Schreiben einem Gendarmen, der mich an den Gendarmerieobersten von Bordeaux abzuliefern hatte.

Nun fuhr ich mit der Bahn die Strecke zurück, die ich zu Fuß gelaufen war, es war weniger beschwerlich, aber auch weniger schön, obwohl der Gendarm ein anständiger Kerl war und mir völlig freie Hand ließ.

In Bordeaux wurde ich vom Gendarmerie-Obersten nochmals eingehend verhört, dann brachte mich einer der bekannten „grünen Wagen", in denen man Verbrecher transportiert, wieder zum Bahnhof. Zwei Gendarmen begleiteten mich und damit die Sache vor dem Publikum den richtigen Anstrich bekam, mußte mich mein Gendarm mit einer dünnen Kette fesseln, was der arme Kerl unter vielen Entschuldigungen nur ungern tat. Das Publikum verhielt sich ruhig, bis ich in den Wagen gestiegen war, dann begann es zu johlen und zu schreien. Warum sollten die Leutchen nicht auch ihr Vergnügen haben?

Und wieder ſaß ich in der Eiſenbahn, um nach Blaye zurückzufahren. Die Gendarmen ließen mir völlige Freiheit, ich durfte mich mit dem Reiſepublikum unterhalten und tat dies auch, ſoweit es meine Sprachkenntniſſe zuließen.

Auf der vorletzten Station vor Blaye ſah plötzlich mein alter Kommandant von Blaye durch das Fenſter in mein Abteil, ſchaute mich fragend eine Weile an und ſchüttelte dann mißmutig das Haupt, ſagte aber keinen Ton. Mein Schickſal ſchien dem alten Manne, der auch einen Sohn in deutſcher Gefangenſchaft hatte, leid zu tun.

In Blaye ſelbſt brachte man mich in eine luftige ſaubere Zelle, in der etwa vier bis ſechs Mann Platz finden konnten. Trotz aller Sauberkeit hatte ich aber auch hier wieder unter Ungeziefer zu leiden, das man ja nun bald garnicht mehr los wurde. Im übrigen hatte der brave Kommandant dafür geſorgt, daß ich gut behandelt wurde. Ich bekam beſſeres Eſſen als meine Kameraden; es wurde mir von einem anſtändigen Korporal täglich aus der Franzoſenküche geholt und mundete ausgezeichnet. Der Kommandant

war wirklich ein durchaus anſtändiger Menſch, einer von den wenigen Franzoſen, die einen guten Eindruck auf mich hinterlaſſen haben.

Leider dauerte die Herrlichkeit nur drei Tage, dann wurde ich nach dem Camp de Souyes, von wo ich geflohen war, zurücktransportiert. Man erklärte mir bedeutungsvoll und mit bedauerndem Achſelzucken, daß meine Ausſagen nicht in allem ſtimmten, was meine Strafe wahrſcheinlich vergrößern werde. Mir war alles gleich, ich hatte mich in mein Schickſal ergeben.

Während der Bahnfahrt war ich wieder Gegenſtand erhöhter Aufmerkſamkeit des lieben Publikums. Die Zeitungen hatten ſpaltenlange Berichte über die Flucht des „Paſtor Ausreißer“ gebracht und hatten getreulich angeführt, mit welchem Zuge ich transportiert werden würde, ſodaß das Volk Zeit und Muße fand, mich gebührend zu bewundern.

In Souyes verbrachte ich die Nacht im „prison“. Am andern Tage wurde ich ſofort meinem ehemaligen Kommandanten vorgeführt, einen etwas gewalttätigen Menſchen, der mich barſch anfuhr, die Wahrheit zu ſagen.

Meine Kameraden hatten, um mir einen Liebesdienſt zu erweiſen, angegeben, ich ſei erſt am 7. Juni entflohen. Dadurch wurden aber meine nächtlichen Gewaltmärſche ſo unwahrſcheinlich, daß ich ſie wohl oder übel Lügen ſtrafen und die Wahrheit ſagen mußte. Der Dolmetſcher, ein Profeſſor aus Lyon, nahm meine Ausſagen zum ſo und ſovielten Male zu Protokoll. Infolge meiner Angaben wurden meine Kameraden, als Mithelfer bei meiner Flucht ebenfalls beſtraft. Welche Strafe ſie erhielten, kann ich nicht ſagen, da ich ſofort wieder nach Blaye zurücktransportiert wurde, ohne, daß man mir geſagt hatte, was aus mir werden würde. Erſt als ich wieder einige Tage in Blaye „gebrummt“ hatte, holten mich zwei Gendarmen ab, um mich nach Grenoble zu bringen. Welche Strafe meiner wartete, bekam ich nicht zu wiſſen.

Ein Ausreißer-Depot.

Die Reise von Blaye nach Grenoble gehört mit zu dem Schönsten, was Frankreich zu bieten vermag. Ich muß es mir aus Mangel an Raum leider versagen, diese Fahrt und die angenehme Abwechslung zu schildern, die mir ein langes Gespräch mit einem französischen Lehrer, der gut deutsch sprach, bot.

Abends spät langte ich mit meinem Gendarmen in Grenoble an und wurde sofort dem Stationsvorsteher vorgestellt, der mich für diese Nacht in das Arrest-Lokal des Bahnhofs sperren ließ, aus dem man vorher erst einen schwer betrunkenen Franzosen hinauswarf. Daß die Luft in dieser dumpfigen Stube durch den Aufenthalt des Betrunkenen besser geworden wäre, konnte kein Mensch behaupten, und deshalb war ich ehrlich froh, als ich am anderen Morgen wieder an die frische Luft kam.

Ehe wir nun von Grenoble mit der Kleinbahn zum Fort du Murier, meinem

zukünftigen Aufenthaltsort, weiterfuhren, erlebte ich zum ersten Male den Ausmarsch französischer Truppen ins Feld. Über und über mit Blumen geschmückt, johlend und schreiend und ununterbrochen die Marseillaise gröhlend, marschierten die Soldaten zum Bahnhof. Sie waren für die Dardanellen bestimmt und machten einen stämmigen, soldatischen Eindruck, der aber leider schnell wieder verwischt wurde durch ihr lautes, unsinniges Prahlen. Als sie meiner ansichtig wurden, brüllten sie laut herüber: „Les turques kapuht!“ womit sie wahrscheinlich ausdrücken wollten, wie sie unserem Bundesgenossen zu Leibe gehen wollten. Ich wandte mich angeekelt ab; man soll nicht prahlend in den Krieg ziehen, es rächt sich bitter, und hat sich ja auch an diesen Maulhelden gerächt. Die Dardanellen haben sie nicht bezwungen!

Nach diesem Intermezzo brachte uns die Kleinbahn in die Nähe des Forts du Murier hinauf. Das Fort liegt auf einem hohen Berge und ist von außen so gut wie garnicht zu sehen, weil es ganz in die Erde

eingebaut ist. Zur Zeit meiner Ankunft waren etwa 60—80 Ausreißer dort, die in hellen und luftigen Räumen untergebracht waren. Je 25 Mann lagen gleichzeitig auf einer solchen Stube.

Unter den Kameraden dieses Lagers habe ich mich wohl gefühlt, wie nie zuvor in der Gefangenschaft. Es waren alles entschlossene und meist gebildete Menschen, Zivilgefangene und Soldaten, die in der Zeit ihrer Gefangenschaft schon mancherlei erlebt hatten, Kameraden, die zueinander hielten wie Pech und Schwefel und die alle das Eine gemeinsam hatten: eine glühende Liebe zur deutschen Heimat.

Welcher Geist unter diesen Menschen herrschte, sollte ich schon in der ersten Stunde meines dortigen Aufenthaltes erfahren. Ich hatte kaum meine künftige Lagerstatt besichtigt, als draußen scharfe Schüsse fielen. Einer der Kameraden, die draußen, außerhalb des Forts, mit leichten Erdarbeiten beschäftigt wurden, hatte, gänzlich unvorbereitet, plötzlich kurz entschlossen den Spaten hingeworfen und war entflohen. Sein Fehlen

wurde natürlich sofort gemerkt und die Verfolgung aufgenommen, in wenigen Minuten war er wieder in den Händen seiner Häscher. Er wurde zu dreißig Tagen „prison“ verurteilt und seine Stubenkameraden, zu denen auch ich gehörte, wurden, der Mitwisserschaft wegen, ebenfalls hinter Schloß und Riegel gesetzt. Mein Stubenältester verwandte sich sofort für mich beim Kommandanten, und ich wurde großmütig begnadigt, ja mir wurde sogar erlaubt, meine Wäsche einer gründlichen Reinigung unterziehen zu dürfen. Und das war wahrhaftig dringend notwendig. Ich hatte aus den verschiedenen „prisons“ eine solche Anzahl der verschiedenartigsten Tausendfüßer mitgebracht, daß ein Insektensammler an der Ausbeute die größte Freude gehabt hätte. Mir selbst war das weniger angenehm und ich machte mich mit einem wahren Feuereifer daran, das gräßliche Gewürm durch Kochen zu töten.

Die Verpflegung auf Fort du Murier und die Behandlung durch den Kommandanten, einen Schulinspektor aus Grenoble, war gut. Er machte sein Wort, uns

als Menschen behandeln zu wollen, wahr, und die Erfüllung eines solchen Versprechens ist in Frankreich schon Goldes wert. Der einzige Mangel, an dem wir zu leiden hatten, war das Fehlen eines genießbaren Brotes; der alte, abgelagerte Zwieback, den wir bekamen, war so hart, daß man sich daran die Zähne ausbrach. Wir kauften deshalb das Brot zu horrenden Preisen in der Kantine, obwohl sonst die Preise im allgemeinen ganz anständig waren.

Da wir alle schon einmal einen Fluchtversuch gemacht hatten, hielt man es für zu gefährlich, uns außerhalb des Forts zu beschäftigen, man überließ die Kriegsgefangenen sich selbst, nicht ohne jedoch mehrfach am Tage genaue Appells abzuhalten, bei denen festgestellt wurde, ob wir alle noch anwesend waren.

Ein Offizierstellvertreter, ein Kaufmann Sch., der gut französisch sprach, war der Vater dieser großen Familie der Ausreißer, ein anderer Offizierstellvertreter, ein Professor G. aus Bayern, unser geistiger Führer. Er machte täglich große Auszüge aus den

weſtſchweizeriſchen Blättern, die wir uns halten durften und wußte aus dem Wirrwarr von Nachrichten ſtets den Kern herauszufinden. Durch ihn erfuhren wir von dem unaufhaltſamen Vordringen Hindenburgs in Rußland, von dem Fall der ruſſiſchen Feſtungen an unſerer Grenze. Ein Opernſänger L. aus Berlin erfreute uns oft mit ſeiner ſchönen Baßſtimme, und zwei junge Mediziner K. und S. ſchloſſen ſich mir beſonders eng an. Kameraden, denen man mehr traute, als uns ganz ſchweren Ausreißern, leiſteten außerhalb des Forts bei Erdarbeiten Arbeitsdienſte.

Wir andern aber ſchlugen die Zeit tot, ſo gut es ging. Wir haben manchen gemütlichen Nachmittag auf Fort du Murier verbracht und haben bei lieblich duftendem Kaffee, den wir uns ſelbſt auf Spirituskochern bereiten durften, die Berichte über unſere Fluchtverſuche ausgetauſcht. Mit welcher Kaltblütigkeit und Dreiſtigkeit waren doch einige der Kameraden bei ihrer Flucht vorgegangen! Einige waren in feldgrauer Uniform unbehelligt durch große Städte gepilgert, andere waren von Korſika in einem kleinen

Boot nach Italien gerudert, aber kurz vor ihrer Landung an der italieniſchen Küſte von franzöſiſchen Torpedobooten angehalten worden; ein Kellner war mit einem Kameraden durch einen tiefen Fluß geſchwommen, dabei war der Freund ertrunken, und er mußte ihn als Leiche zurücklaſſen. Schon im Angeſichte der ſchweizeriſchen Grenze hatte ihn ein franzöſiſcher Grenzjäger angehalten und verhaftet. Es waren tragiſche Schickſale, die hier als etwas ganz Selbſtverſtändliches erzählt wurden.

Was aber allen dieſen Männern eigen war, war ihr Feſthalten an dem Fluchtgedanken. Kein einziger war unter uns, der nicht bei nächſter Gelegenheit wieder einen Fluchtverſuch gemacht hätte. Ein erſchütterndes Ereignis gab Kunde davon, wie lebhaft dieſer Gedanke in dieſem, zu allem entſchloſſenen Männern ſich aufrecht hielt.

Ein Ingenieur S. und ein baumſtarker Akrobat A. beſchloſſen zu fliehen. Sie bereiteten ihre Flucht gut vor und eines Tages drängten ſie ſich mit den Erdarbeitern als Ueberzählige durch das Tor

des Forts. Lange warteten ſie auf den günſtigen Moment zur Flucht, aber immer wurden ſie ſcharf bewacht, ſodaß ſie ſchließlich im Graben gut verſteckt, den Abmarſch der Erdarbeiter abwarten mußten. Kaum hatte ſich das Arbeitskommando nach dem Fort in Bewegung geſetzt, als auch unſere beiden Kameraden ſo ſchnell wie möglich zu entkommen ſuchten. Die Zeit, die ihnen zur Verfügung ſtand, war reichlich kurz bemeſſen, denn ſofort nach dem Einmarſch des Arbeitskommandos fand allabendlich ein Appell ſtatt. So war es auch heute. Wir alle gaben uns die größte Mühe ſo unpünktlich wie möglich zum Appell zu erſcheinen, aber ſchließlich kam doch der Augenblick, wo zwei der Stubenälteſten je einen Mann als fehlend melden mußten.

Die Aufregung bei den Franzoſen war groß. In aller Eile wurden die ausführlichen Liſten herbeigeholt und umſtändlich die Perſonalien der beiden Ausreißer feſtgeſtellt. Dann wurde ſofort die Verfolgung in die Wege geleitet. Eine Abteilung Soldaten verließ im Eilmarſch das Fort, Hunde wurden auf die

Spur der Flüchtigen gesetzt und alles getan, um der Beiden so schnell wie möglich habhaft zu werden.

Wir anderen hockten unterdessen eingeschlossen in unserem Zimmer und überlegten uns die Chancen der Flucht. Wir waren in einer unerhörten Aufregung. Die einen meinten, die Flüchtigen hätten lieber des Abends fliehen sollen, die anderen versprachen sich von dieser Flucht überhaupt keinen Erfolg und wieder andere waren optimistisch und meinten, daß zwei so erprobte und starke Menschen wie S. und A. sich schon durchschlagen würden. So gingen in begreiflicher Erregung die Meinungen auseinander, eine halbe Stunde lang hatten wir schon debattiert, als plötzlich kurz hinter einander zwei Schüsse fielen.

Im Augenblick war es still wie in einer Kirche in unserer Stube. Einer sah den andern fragend an, das Herz bebte uns bei dem Gedanken, daß den beiden Kameraden die Flucht nicht gelungen sein könnte, keiner war fähig ein Wort zu sagen. Nie werde ich diese unheimlichen Minuten höchster Er-

wartung vergessen, es lag uns allen wie ein Alp auf der Brust. Was war geschehen? Schließlich brachte ein französischer Soldat undeutliche Nachricht:

„Un camerade kapuht, andere beaucoup blessé!“

Wir standen starr und sahen einander fragend an, keiner mochte das Entsetzliche glauben; aber es sollte uns bald furchtbare Gewißheit werden. Von draußen ertönte der Befehl: „Alles heraustreten!“, dem wir noch am ganzen Leibe zitternd gehorchten. Auch die Wache war mit aufgepflanztem Seitengewehr angetreten.

Alles in mir sträubt sich, das Grauenvolle des nächsten Augenblicks zu schildern, aber es muß gesagt werden, damit Ihr in der Heimat seht, wie die Kulturnation Frankreich armselige, wehrlose Kriegsgefangene behandelt, damit Euch daheim nicht wieder das Mitleid packt, wenn welsche Schurken wehleidig tun!

Ein Leutnant gab das Kommando „Stillgestanden“, die Wache präsentierte und wir

entblößten unſer Haupt, denn über ein paar knorrige Holzſtangen gelegt, trugen die Franzoſen den toten S. herein. Sein Kopf war uns zugewandt, er war ganz blau angelaufen und hing frei herunter.

In uns kochte eine unbändige Wut, ein Kamerad fiel in Ohnmacht, wir anderen bebten am ganzen Körper. Heute noch kann ich es nicht faſſen, daß wir äußerlich ruhig geblieben ſind. Kurz darauf trug man den ſchwerverwundeten A. ins Zimmer, er hatte aus dem alten, großkalibrigen Gewehr einen tödlichen Bauchſchuß erhalten. Da er noch Lebenszeichen von ſich gab, trug man ihn auf die Infirmerie. Dort lag nun der ſonſt ſo Lebhafte, allzeit Luſtige, lag ganz ſtill mit geſchloſſenen Augen und feſt zuſammengekniffenen Lippen und ſtieß nur von Zeit zu Zeit einen leiſen Seufzer aus. Es war ein Sterbender, den wir voll tiefen Mitleids umſtanden, aber der toſende Zorn in uns heiſchte Klarheit, wir wollten die Wahrheit wiſſen. A. ſollte und mußte ſie uns geben und noch im Sterben hat er ſie enthüllt.

Sie war niederträchtig, grauenhaft, aber der arme A. hat auf seinem Sterbelager sicher nicht gelogen, selbst den Sterbenden packte noch einmal die ganze Wut, der tiefe Abscheu vor der Niedertracht seiner Henkersknechte und so berichtete er denn in abgerissenen Sätzen, von Seufzern und langen Pausen unterbrochen, daß ein französischer Soldat sie beide auf fünf Meter Entfernung von vorn niedergeknallt habe, wie tolle Hunde, obwohl sie sich ihm mit hoch erhobenen Händen ergeben hätten! Daß dem tatsächlich so war, bezweifelten wir keinen Augenblick, zumal der Befund der Wunden klar erwies, daß die Schüsse aus nächster Nähe abgegeben worden waren. Der traurige Held dieses erschütternden Dramas aber, der französische Soldat, erhielt von allen Seiten Belobigungen und wurde für seine Tat zum Korporal befördert.

Die Leiche S. wurde in einen Wagen des Roten Kreuzes getragen, erst nach ihr trug man auch den schwerverletzten A. hinaus. Als man ihn neben die Leiche seines Fluchtgenossen legte, riß er noch ein-

mal die Augen weit auf, dann seufzte er laut und schwer und schloß die Lider. Es war sein letzter Seufzer, als der Wagen in Grenoble ankam, war auch er tot. — Die Beiden wurden in Grenoble beerdigt. Wir mußten im Fort bleiben, stifteten aber einen großen, schönen Kranz und hielten am Sonntag darauf einen ernsten Trauergottesdienst ab, bei dem ich die Predigt hielt.

Der tragische Fall hatte uns alle tief erschüttert, Offzstv. Sch. nahm sofort Rücksprache mit dem Kommandanten und erreichte denn auch, daß wir noch mehr persönliche Freiheiten erhielten, als zuvor. Sch. hatte nämlich alle Fluchtversuche damit begründet, daß wir die Gefangenschaft zu drückend und zu schwer empfänden. Er empfahl dem Kommandanten, uns mehr Zerstreuung und mehr Abwechslung zu bieten. Das ist denn auch bald geschehen, wir durften Sportfeste und Turnvorführungen veranstalten, richteten einen von einem staatlich geprüften Lehrer geleiteten Fechtkursus ein und hatten einen sangesfreudigen Chor, der auch bei den Gottes-

dienſten, die zwei andere Kameraden und ich abhielten, tapfer mitwirkte.

Bis Mitte Oktober blieben wir in Fort du Murier, dann war es mit einem Male mit aller Herrlichkeit vorbei.

Der große Ausbruch aus Monastir in Nordafrika.

Um die Mitte des Oktobermonats wurden wir benachrichtigt, daß unseres Bleibens in Murier nicht lange mehr sein werde. Wir sollten nach Afrika transportiert werden. Nun war ja das Leben auf Fort du Murier ganz gut gewesen, aber wir sehnten uns doch nach Abwechslung und deshalb wurde die Nachricht mit großer Freude aufgenommen. Außer Prof. G. gab es keinen unter uns, der Afrika kannte, alle stellten wir uns etwas Schönes, Geheimnisvolles darunter vor und alle Jugenderinnerungen wurden noch einmal aufgefrischt, Erinnerungen an Karl May, an Stanleys Fahrten, an Emin Pascha und an andere „Afrikaner". Nur G. beteiligte sich nicht daran, er lächelte stillvergnügt vor sich hin.

An einem herrlichen Sonntagmorgen begann die Reise. Mit Kisten und Kästen schwer beladen, marschierten wir in frohester Reisestimmnng unter dem Gesange deutscher Marschlieder nach Grenoble ab. Eine sonn-

täglich geputzte, gewaltige Menschenmenge gab uns das Geleite.

Die Reise durch das herrliche Rhonetal nach Marseille war eine der schönsten, die ich je gemacht habe. Man ließ uns viele Freiheiten während der Bahnfahrt, so daß wir uns wie Ausflügler vorkamen und nicht wie Kriegsgefangene. Erst in Marseille wurden wir wieder daran erinnert, als man uns im Hafen auf einem alten Ponton unterbrachte, auf dem es von Ungeziefer wimmelte. Am anderen Morgen trafen 300 weitere Kriegsgefangene ein, die einen ganz verstörten Eindruck machten. Sie kamen aus dem furchtbaren Trommelfeuer der Champagne-Herbstschlacht und waren von den entsetzlichen Eindrücken dieses ungeheuren Artillerie-Duells noch ganz deprimiert. Ein Teil dieser Kameraden wurde auf dem Fort St. Nicolas in Marseille untergebracht und hatte hier ein Zusammentreffen mit türkischen Gefangenen von den Dardanellen. Es soll dabei zu rührenden Verbrüderungsszenen gekommen sein. Die braven Türken haben unseren Kameraden all' ihren Tabak bis auf die

letzten Krumen gegeben, während unsere Champagnekämpfer für die verwundeten Bundesgenossen eine ansehnliche Geldspende zusammengebracht haben.

Am Abend unseres dritten Reisetages stachen wir in See. Wir wurden in den untersten Raum des Schiffes gebracht, durften uns aber, da verschiedene unter uns seekrank wurden, ziemlich frei bewegen und uns auch an Deck begeben.

Die Seereise nach Tunis und die Einfahrt in den Hafen durch den übelriechenden Brackwasser-Kanal ist schon so oft von berufeneren Federn geschildert worden, daß ich das hier übergehen kann. Während des Marsches vom Hafen zum Südbahnhof hatten wir jedenfalls genügend Muße und Gelegenheit, die herrlichen Palmenalleen in der „Avenue de France“ und das Leben und Treiben in dieser halb europäisch, halb afrikanisch anmutenden Stadt zu bewundern.

Bei herrlichem Wetter setzten wir dann die Reise mit der Bahn fort, die immer am Meeresstrande entlang, an dem reizenden Seebade Hammam-el-Lif und am gewaltig

aufsteigenden Massiv des Djebel Bu Kurnin vorbei nach Souſſe führt. Von hier aus ging es dann zu Fuß noch 22 km weiter nach Süden, einer neuen Zukunft entgegen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monaſtir, die Stätte unſerer zukünftigen Wirkſamkeit, war ein echtes, von einer hohen, weißen Stadtmauer umgebenes Araberneſt, ſchmutzig, maleriſch und vielerorts arg zerfallen. Man brachte uns in die hochgelegene Kasbah, einem feſtungsartigen arabiſchen Schloßbau, wie ihn jedes halbwegs größere Dorf in Nordafrika aufzuweiſen hat. Dieſe Kasbah war weiter nichts als ein großer, ſonniger Hof, der von allen Seiten von weißgetünchten Lehmhäuſern umgeben war. In ſeiner Mitte ſtand ein großer Ziehbrunnen, den ſpäter je drei Mann von uns im glühenden Sonnenbrande ſtändig in Tätigkeit erhalten mußten, damit er nicht verſiegte. Der neue Kommandant war ein ſehr forſcher, energiſcher Herr mit einem von allen Fremden-Legions-Laſtern zerwühlten Geſicht, der uns gleich beim erſten Appell die tröſtliche Verſicherung gab, daß er uns nicht anders behandeln

würde, als Verbrecher. Und wie gesagt, so getan. Wie die ärgsten Verbrecher wurden wir untergebracht. Man wies uns elende Lehmhöhlen als Quartiere zu, die vor Schmutz starrten, die dunkel und muffig waren und in denen es von Flöhen, Wanzen und niedlichen afrikanischen Läusen nur so wimmelte.

Wenn wir auch, ehe wir unsere Villen bezogen, gründlich rein machten, das Ungeziefer wurden wir doch nicht los. Es hing förmlich in Trauben in allen Ecken und besonders die Wanzen hatten eine Größe, wie ich sie noch nie gesehen habe.

Fenster gab es in unseren Schlössern nicht, nur einfache Mauerlöcher. Decken und Strohmatten wurden nicht geliefert, wir mußten auf dem nackten Erdboden schlafen. Da die Tage in Nordafrika glühend heiß, die Nächte aber empfindlich kühl sind, dauerte es gar nicht lange und ein Kamerad nach dem andern begann zu kränkeln. Das Essen war mehr als miserabel, es war ein Fraß, wie man ihn bei uns keinem Hunde vorgesetzt hätte, erst nach mehrfachen Vorstellungen unserer Offizierstellvertreter erhielten wir

wenigſtens ſo etwas wie einen Morgenkaffee. Die Lage wurde von Tag zu Tag unerträglicher, wir waren kaum vierzehn Tage in Monaſtir und ſchon war faſt die Hälfte der Kameraden krank. So konnte und durfte das nicht weitergehen.

„Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge
ihres weiſen Zwecks
Und allzu ſtraff geſpannt, zerſpringt
der Bogen!“

Als auf nochmalige ernſte Vorhaltungen unſerer Führer immer noch keine Beſſerung eintrat, wurde der Beſchluß eines allgemeinen Ausbruchs gefaßt.

Wir wählten eine Kommiſſion von Maurern und Schloſſern, die den beſten Weg zur Flucht auskundſchaften ſollte. Auf dem kleinen Feſtungshofe befand ſich ein niedriges, arabiſches Grabgewölbe, aus dem ein unterirdiſcher Gang unter den Feſtungsmauern hindurch ins Freie führen ſollte. Einer unſerer Schloſſer ſprengte das Schloß und das Gewölbe wurde unterſucht. Da ſich ein unterirdiſcher Gang nicht vorfand, gingen

unsere Maurer kurz entschlossen daran, in der Richtung auf die Stadt die Mauer zu durchbrechen. Woher sie die Eisenstangen und Brechwerkzeuge zu ihrer schwierigen Arbeit genommen haben, ist mir heute noch ein Rätsel, jedenfalls aber waren sie eifrig am Werke und bald hatten sie eine der Wände durchbrochen. Aber sie sollten ihre fleißige Arbeit umsonst getan haben, denn als sie den ersten Stein aus der Mauer nehmen wollten, hinter der nach unser aller Meinung die Freiheit lag, sahen sie sich plötzlich der Franzosenküche gegenüber. Gott sei Dank hatte niemand ihre Maulwurfsarbeit entdeckt, sie mauerten das Gewölbe wieder zu und verließen es so schnell wie möglich, um eine Hoffnung ärmer.

Auf diesem Wege ging es also nicht, es mußte daher ein anderer gesucht werden. Wir setzten unseren Fluchtplan einem Kameraden auseinander, der schon vor uns lange Zeit in Monastir gewesen war, und dieser erzählte uns, daß die Fensternischen, die nach der Stadtmauer hinausgingen, nur leicht vermauert seien. Unsere Maurer ließen

ſich das nicht zweimal ſagen, unterſuchten die Niſchen und fanden die Angaben des Kameraden beſtätigt. Nun wußten wir den Weg, den wir zu gehen hatten und unſere Handwerker machten ihn zur Flucht frei. Wir anderen aber arbeiteten inzwiſchen den weiteren Fluchtplan aus. Je mehr wir uns darin vertieften, deſto klarer wurde mir, daß die Flucht zwecklos ſein würde. Ein Blick auf die Karte lehrte, daß wir nur nach Tripolis durchbrechen konnten, und das war von Monaſtir aus ein Weg von 500 km, die wir durch Sand und Wüſte zurückzulegen hatten. Ich machte meinen Kameraden das Unlogiſche dieſer Flucht klar, ſie waren aber ſo verärgert über die ungerechte Behandlung, daß ſie lieber in der Wüſte verſchmachten, als hier bleiben wollten.

So wurde denn die erſte günſtige Nacht zur Flucht ausgeſucht. Es war eine Mondſcheinnacht, wie damals bei meiner Flucht aus Souyes.

Als erſter zwängte ſich der lange Freiherr v. H. durch das enge Loch, ihm folgte unſer Baſſiſt L. und weitere achtund-

zwanzig Mann. Da die Fensterniſchen ſich in etwa drei bis vier Metern Höhe über der Erde befanden, mußten ſich alle an einem Strick zu Boden laſſen, was immerhin einigen Lärm verurſachte. Das war unſer Verderben. Gerade wollte ſich wieder einer von uns durch das Loch zwängen, als einer der franzöſiſchen Sergeanten, die darüber wohnten, aus dem Fenſter ſah. Er ſchlug ſofort Lärm und gab einige ſcharfe Schüſſe ab, um uns einzuſchüchtern. Wir mußten alſo in unſerer Höhle bleiben; die anderen aber, die die Freiheit glücklich gewonnen hatten, rannten eilends der nächſten niederen Mauer zu, hinter der ſie verſchwanden. Die Poſten waren inzwiſchen durch den Lärm angelockt und ſchoſſen in der Aufregung hierhin und dorthin, ohne Zweck und Ziel, einige vergaßen in der Hitze des Gefechts ſogar zu laden und drückten das ungeladene Gewehr immer wieder auf die Mauer ab, was uns Zurückgebliebenen ein unbändiges Vergnügen bereitete.

Kurz nach 10 Uhr abends wurde befohlen, zum Appell anzutreten. Wieder einmal wurden

ausführliche Listen verlesen, wieder einmal war ein hochnotpeinliches Verhör. Das Ergebnis war die Feststellung, daß dreißig Mann fehlten. Wäre der Sergeant nicht vorzeitig erwacht, dann wären es mindestens hundert Mann gewesen. Der Kommandant, der von der Fremdenlegion her wohl etwas Ähnliches oft erlebt haben mochte, war auffallend ruhig, er beorderte in jedes Zimmer einen Posten und befahl, die Verfolgung der Flüchtlinge aufzunehmen.

Die nächsten Tage brachten daher allerlei Aufregungen. Die ersten, die wieder eingebracht wurden, waren zwei Zivilgefangene, die sich in der Eile in der Stadt verlaufen hatten und von der Wache aufgestöbert worden waren. Im Laufe der beiden nächsten Tage wurden dann auch die andern immer in kleinen Trupps wieder zurückgebracht. Die Flucht war, wie ich vorhergesagt hatte, ein verfehltes Unternehmen gewesen. Die letzten acht wurden am dritten Tage eingeliefert, unter ihnen Unteroffizier S., der sich beim Sprung von der Mauer das Nasenbein zerschmettert hatte, aber trotzdem ruhig weiter

marſchiert war. Er und ſeine ſieben Kameraden wurden auf dem Feld von arabiſchen Weibern entdeckt und freundlich zum Eſſen ins nächſte Dorf eingeladen. Nichts Böſes ahnend, waren die Kameraden den Frauen gefolgt und waren auch gut bewirtet worden. Eines der Weiber aber hatte inzwiſchen die Spahis*) unterrichtet, Unteroffizier S. ſah ſie von weitem herankommen. Sofort nahmen die acht Mann die Flucht wieder auf, aber die Weiber, die für jeden eingebrachten Kriegsgefangenen oder Fremdenlegionär 25 Franken erhalten, wollten ihre Beute nicht fahren laſſen und klammerten ſich mit aller Gewalt an den Kameraden feſt. Es kam zu einer regelrechten Schlägerei mit den Araberweibern, wobei dieſen die ſchweren Schmuckſachen und die ohnehin mangelhaften Kleider in Fetzen vom Leibe geriſſen wurden, aber ſchließlich mußten ſich die Flüchtlinge doch ergeben.

Jedem, der an der Flucht beteiligt geweſen war, wurden darauf in den nächſten Tagen

*) Berittene Polizeitruppe.

dreißig Tage „prison“ aufgebrummt, die bei Waſſer und Brot in einem Zelte abzubüßen waren. Dennoch aber hatte die Sache gute Folgen.

Einige Tage nach dem Maſſenfluchtverſuch inſpizierte der kommandierende General von Tunis mit einem größeren Gefolge von Offizieren das Lager und nahm den Tatbeſtand auf. Alle dreißig Kameraden gaben als Grund ihrer Flucht die unmenſchliche Behandlung an. Als dann der General noch einen Einblick in unſere Wohnhöhlen getan hatte, ging er kopfſchüttelnd von dannen. Es trat dann auch bald ein Wechſel ein, unſer Kommandant wurde verſetzt, wir ſelbſt erhielten Strohmatten und Decken und das Eſſen beſſerte ſich ganz erheblich.

Aber immer, wenn in meiner Kriegsgefangenſchaft ein Wechſel zum Beſſeren eintrat, durfte ich daran nicht lange teilhaben: eines Tages wurden zweihundert Mann von uns, darunter auch ich, zum Bahnbau nach Graiba beſtimmt.

Beim Wüſtenbahnbau in Graiba.

Die Eiſenbahnſtation Graiba liegt etwa 50 km ſüdweſtlich von Sfax in einer reizloſen Gegend, die faſt ſchon Wüſtencharakter zeigt; ſoweit das Auge reicht, nichts als Sand, Sand und wieder Sand. Nur ganz in der Nähe von Graiba wachſen verſtaubte Palmen, ſtachlige Kakteen und dickblätterige Agaven. Das große Zeltlager, in dem wir untergebracht wurden, lag in der Nähe der Ortſchaft und barg bereits ca. 500 deutſche Kriegsgefangene. Wenn wir gehofft hatten, mit dieſen zuſammen zu kommen, ſo ſollten wir uns auch darin wieder getäuſcht ſehen, wir Ausreißer vom Fort du Murier wurden ſtreng geſondert gehalten. Ein großer Drahtzaun und eine ganze Anzahl von Poſten trennten uns von den Kameraden, mit denen wir aber dennoch ſofort mündlich und ſchriftlich in Verbindung traten, um über die Verhältniſſe in Graiba unterrichtet zu ſein.

Gleich die erſte Kunde, die uns wurde, verſetzte uns in helle Aufregung: es ſollte

nicht nur Wochentags, ſondern auch Sonntags gearbeitet werden, und erſt am Ende eines jeden Monats wollte man uns fünf Ruhetage hinter einander gewähren. Das war nun ſchon garnicht nach unſerm Sinn, unſeren Sonntag wollten wir uns nicht nehmen laſſen. Sofort wurde beſchloſſen, eine Abordnung an den Kommandanten zu ſenden, die deswegen bei ihm vorſtellig werden ſollten. Feldwebel P. aus K. und ich wurden von den Kameraden beordert, die Sache ins Reine zu bringen, und da wir die Angelegenheit nicht auf die lange Bank ſchieben wollten, machten wir beiden uns ſofort auf den Weg zum Kommandanten.

Dieſer Kommandant, ein Original durch und durch, war geborener Elſäſſer und etwa 64 Jahre alt. Mit ſeiner großen, impoſanten Figur und ſeinen kurzen, lebhaften Bewegungen machte er auf uns einen vorzüglichen Eindruck, der noch verſtärkt wurde durch ſein beſtimmtes, forſches Auftreten. Er war wohl ein feiner diplomatiſcher Kopf, aber dem Eiſenwillen der Ausreißer von Murier war er nicht gewachſen. Wir beiden

wurden sehr höflich von ihm empfangen, aber er machte doch große Augen, als wir ihm unser Anliegen vortrugen. In stockendem Französisch, bei dem ihm mehr als einmal ein deutsches Wort oder gar ein ganzer Satz unterlief, erklärte er uns, daß er zwar ein „grand coeur“ für die Religion habe, daß aber die Freigabe des Sonntags sich aus Sparsamkeitsgründen nicht bewerkstelligen lasse. Es käme zu teuer, die beiden Bahnbaulokomotiven, die das Baumaterial heranholten, jeden Montag neu anheizen zu lassen. Diese Erklärung erschien uns recht fadenscheinig, und später erfuhren wir denn auch, daß der originelle Herr Kommandant von den leitenden Ingenieuren so gespickt worden war, daß er nach ihrer Pfeife tanzen mußte, und denen lag daran, so schnell als möglich mit dem Bahnbau fertig zu werden und wieder aus der Wüste herauszukommen.

Wir beiden kehrten also unverrichteter Sache wieder zu den Kameraden zurück. Wir hätten aber nicht in allen Nöten erprobte Ausreißer sein müssen, um nicht sofort für den nächsten Sonntag einen allgemeinen

Generalſtreik zu beſchließen. Wichtig war jetzt nur, wie ſich die Kameraden vom Nebenlager dazu verhalten würden. Schriftlich und mündlich wurde ihnen unſer Plan mitgeteilt und ſie erklärten ſich einmütig bereit, ebenfalls zu ſtreiken. Dennoch fürchteten wir, daß die drüben ſich einſchüchtern ließen und deshalb wurde immer wieder über den Zaun gerufen: „Beharrlichkeit führt zum Ziel!“

Endlich kam der Sonntag heran. Beim Appell wurde der übliche Befehl: „Arbeiter vortreten“ wie immer zuerſt im andern Lager gegeben. Wir waren geſpannt, wie ſich die Kameraden drüben verhalten würden. Anfangs ſchien alles gut zu gehen, keiner folgte dem Befehl und eine feierliche Stille trat ein. Als der Kommandant, ſtutzig geworden, Aufklärung verlangte, wurde ihm der Grund des Streiks mitgeteilt, und im Grunde unſeres Herzens frohlockten wir bereits, daß alles gut gehen würde. Der „Alte“ war im Augenblick keines Wortes mächtig, dann aber hob er drohend die Hand, ſchüttelte die Fauſt zu uns herüber und rief:

„Ah, c' est le sacré détachement de Mo-

nastir!“ — Das war sein Lieblingsausdruck für uns „Ausreißer“, der uns mit der Zeit förmlich zum Ehrentitel wurde. — Nun brach ein heiliges Donnerwetter über die Kameraden vom andern Lager herein, aber alles Schimpfen und Fluchen half nichts, sie blieben standhaft und wir freuten uns bereits über den leichten Sieg. Da befahl der Alte der Wache, vor den Reihen der alten Arbeiter Aufstellung zu nehmen und scharf zu laden. Jetzt wurde die Situation schwierig, jetzt kam alles darauf an, daß die da drüben dennoch standhaft blieben. Aber die Kameraden waren nicht so hartgesotten wie wir; angesichts der energischen Maßnahmen des Alten verloren einige von ihnen den Mut und traten zur Arbeit vor, einer nach dem andern folgten dann die Übrigen, bis die vollständigen Arbeitszüge wieder standen. Wir waren tief erbittert über diese Niederlage, nach der uns nichts anderes übrig blieb, als uns den anderen anzuschließen.

Die Bahnarbeiten waren nicht uninteressant, aber sehr anstrengend, besonders, da wir in der ärgsten Morgenkühle abfuhren

und dann den ganzen Tag über in der tropiſchen Hitze arbeiten mußten. Dieſer tägliche Witterungswechſel zwiſchen Nacht und Tag machte den Körper müde und matt. Zwei Kolonnen luden den ganzen, langen Tag die Steine für den Bahndamm in die Loren, während zwei Stopfkolonnen den Damm aufſchütteten, die Schienen auflegten, richteten und verſtopften. Waren die Arbeiten ſoweit gediehen, dann unternahmen die Ingenieure eine Probefahrt und begutachteten die Strecke. Sie mußten meiſt wohl oder übel zufrieden ſein, auch wenn die Wagen manchmal bedenklich ſchwankten, denn die Strecke bis Gabés ſollte ſo ſchnell wie möglich fertig geſtellt und dann von dort bis zur tripolitaniſchen Grenze ausgebaut werden, damit im Notfalle ſofort Truppen an die bedrohte tuniſiſche Grenze entſandt werden konnten. Denn das hatten wir inzwiſchen von den Arabern erfahren, daß Tripolis ſich im hellen Aufruhr befand, und daß die Italiener bereits bis zur Küſte zurückgeworfen waren. Die fieberhafte Haſt unſerer Bauleiter war daher wohl zu verſtehen, denn die Gefahr lag bedenklich nahe, daß der

Aufstand auf Tunisien übergriff. Aber wir hatten die nötige Ruhe und übereilten uns nicht, denn die Türken und die Aufständischen dort drüben waren unsere Bundesgenossen, was an uns lag, wurde getan, um ihnen Zeit zu lassen.

Unsere Hoffnung, den Sonntag doch frei zu bekommen, hatten wir immer noch nicht aufgegeben, ich wurde daher ein zweites Mal zum „Alten" gesandt, um ihm den Fall vorzutragen. Dieses Mal empfing er mich sehr barsch, bestätigte mir aber wieder sein „grand coeur" für die Religion und ließ mich dann — da er mich für den Rädelsführer hielt — vorsichtshalber gleich für acht Tage einsperren. Ich bekam ein Zelt für mich allein und mußte darin meine Tage verbringen, darunter leider auch zwei Sonntage. Eines schönen Tages setzte ein furchtbares Unwetter ein, der Regen floß in Strömen und der Wind warf mein Zelt glatt zu Boden, so daß ich auf der kalten Erde unter der nassen Zeltplane lag. Da hatte der „Alte" denn doch ein Einsehen und ließ mich wieder zu den andern Kameraden, die ich allerdings kaum trockener antraf,

als ich selbst war. Nicht alle Kriegsgefangenen überstanden die Witterungsumschläge so gut, wie ich. Mancher von ihnen kränkelte und einige erkrankten sogar schwer, daß sie bald darauf starben. Da gerade in meinem Zelte die schwersten Krankheits- und Todesfälle vorgekommen waren, gab der Kommandant kurzer Hand den Befehl, das Zelt abzureißen und an anderer Stelle wieder aufzubauen, weil die Ärzte der Ansicht waren, daß die Krankheitskeime aus dem Erdboden kamen und daß unser luftiges Wohnhaus an einer ungesunden Stelle gelegen sei. Wir leisteten dem Befehl unverzüglich Folge, das Zelt wurde niedergerissen, desinfiziert und an anderer Stelle wieder aufgebaut und wirklich besserte sich der Gesundheitszustand zusehends.

Unsere einzige Abwechslung in dieser an und für sich trostlos traurigen Einöde waren die Eingeborenen, deren buntbewegtes, aber armseliges Leben sich täglich vor unseren Augen abspielte. Trotz allen Schmutzes und trotz mancher anderen häßlichen Eigenschaft der Beduinen war es für uns doch immer ein erhebendes Schauspiel, das ganze Dorf

zum „großen Gebet“ zuſammenkommen zu ſehen.

Ganz beſonders lebhaft ging es außerhalb unſeres Lagers zu, wenn in Graiba Kamelmarkt war. Dann kamen die Beduinen in aller Frühe mit ihren Herden aus allen Richtungen angezogen und ſuchten ſchon in den erſten Morgenſtunden ihre Ware an den Mann zu bringen. Bei dem ſüdländiſchen Feuer der braunen Geſellen kam es dabei natürlich oftmals zu heftigen Streitigkeiten, die aber ſtets mit einem großen Hammelſchmaus endeten. Im allgemeinen aber waren die Beduinenſtämme, in deren Gebiet unſer Lager lag, nichts weiter als armſelige Bettler die ſich von unſeren Abfällen manchmal noch ein leckeres Mal bereiteten. Wenn man bedenkt, wie wenig bei unſerer kärglichen Koſt abfallen konnte, kann man ſich vorſtellen, wie ärmlich die Leute leben. Sehr häufig erwarteten Weiber und Kinder unſeren Arbeitszug, wenn wir abends heimfuhren, damit wir ihnen unſere alten Brotreſte zuwerfen ſollten. Wie die Furien ſtürzten ſie ſich dann auf die harten Brotkanten, und prügelten ſich,

daß ihnen die schmutzigen Kleiderfetzen nur so um die Glieder flogen. Eines Tages aber wurde uns diese „Fütterung“ verboten und uns mit Brotabzug gedroht.

Die ohnehin schon magere Kost wollten wir uns nicht verkürzen lassen, das Hundeleben hier in der Wüste war überhaupt nicht nach unserem Geschmack; die sehr anstrengende Arbeit in der Gluthitze, die gesundheitsschädliche Bahnfahrt in der kalten Morgenluft, der ewige Dienst ohne die übliche sonntägliche Unterbrechung, alles das ließ in unserem Lager wieder Ausreißergedanken laut werden, die denn auch sehr bald in die Tat umgesetzt wurden.

Eines Tages waren plötzlich zwei Mann von der Arbeit weg entflohen, kurz darauf fehlten wieder zwei Mann. Volle zwei Tage lang wurden beim Appell falsche Meldungen gemacht und erst am dritten Morgen erfuhr der „Alte“ von der Flucht der vier Kameraden. Er schäumte vor Wut, ein „sacré détachement de Monastir“ nach dem anderen hagelte auf uns hernieder,

rührte uns aber wenig, unsere Kameraden waren jedenfalls glücklich fort.

Sofort wurden alle Maßnahmen getroffen, der Flüchtlinge habhaft zu werden. Zunächst wurde der Zaun des Lagers gründlich abgesucht, um die erste Spur zu finden; die aber waren ja von der Arbeit fortgelaufen und konnten im Lager gar keine Spur zurückgelassen haben. Die Möglichkeit einer solchen Flucht aber lag dem Alten ganz fern, weil wir bei der Arbeit von Korporälen und Spahis sehr gut bewacht wurden. Deshalb begrüßte er mit sichtbarer Freude die Aussage eines der Nachtposten, der an einer dunkelgelegenen Stelle des Lagers ein verdächtiges Geräusch gehört haben wollte. Da der Kommandant sich keinen anderen Rat wußte, schickte er von dieser Stelle aus seine gesamte Streitmacht ins Feld, was zwar bei der bunten, malerischen Tracht der Spahis in der weiten Ebene einen imponierenden Eindruck machte, aber sehr wenig Zweck hatte. Erst nach acht Tagen, nachdem man unser Lager des Nachts mit neuen Laternen taghell erleuchtet und den Zaun um das

Camp ausgebeſſert und erhöht hatte, brachten Spahis die vier Ausreißer zurück. Auch ſie waren von verräteriſchen Arabern geſtellt und eingeliefert worden. Sie bekamen jeder dreißig Tage „prison“ bei Waſſer und Brot, ausgenommen jeden vierten Tag, an dem ſie anderes Eſſen erhielten.

Dieſer vierte „gute“ Tag wurde aber bald wieder abgeſchafft, weil in unſerem Lager eine plötzliche Flucht-Epidemie einſetzte. Knapp drei Wochen nach der Flucht der vier Kameraden ſuchten ſchon wieder zwei andere das Weite, die ſich vollſtändig als Araber verkleidet hatten, der eine als Mann, der andere, kleinere als Weib. Obwohl ſich unſer arabiſches Ehepaar Hände, Arme und Füße mit Jodtinktur eingerieben hatte, um die richtige Hautfarbe zu bekommen, wurden ſie doch bald kurz nach ihrer Flucht erkannt und dem Lager wieder eingeliefert.

Inzwiſchen war Weihnachten zum zweiten Male während meiner Gefangenſchaft herangekommen, das wir nun in dieſer traurigen Einöde begehen ſollten. Deshalb wollte anfangs auch garnicht die richtige

Feſtesſtimmung aufkommen. Mich ſelbſt koſtete es einige Mühe, die liturgiſche Weihnachtsfeier zu halten, als ich aber eine kleine Anſprache über Jeſ. 9,5 gehalten hatte, wurden wir alle — ich ſelbſt mit — ſichtlich erleichtert, ſelbſt unſer „Alter“ drückte mir nach der Feier bewegt die Hand und flüſterte mir etwas von ſeinem „grand coeur“ zu. Noch eindrucksvoller aber ſollte die Beſcherung am Abend werden. Es war eine herrliche, wunderbar ſtille Sternennacht. Irgendwoher hatten findige Kameraden mitten in dieſer Einöde eine etwa einen Meter hohe Tanne gefunden, die mit Lichtern und Zutaten aus allen Weihnachtspaketen reichlich geſchmückt war. Das Bäumchen ſtand glitzernd und ſtrahlend mitten unter freiem Himmel auf dem knirſchenden Wüſtenſande, und ringsum ſtanden die Ärmſten der Armen, deutſche Kriegsgefangene, und ſangen das alte, ewig neue Lied von der ſeligen, fröhlichen Weihnachtszeit. Das klang wie ein feierlicher Choral gegen den ſternenfunkelnden Nachthimmel, mit dieſem Liede ſangen ſich deutſche Männer für einen Augenblick frei von aller

Erdennot und waren in Gedanken in der fernen Heimat, bei Weib und Kind, bei Vater und Mutter. Draußen aber ſtanden die Beduinen in hellen Scharen und konnten ſich nicht ſattſehen an der glitzernden Pracht. Vielleicht ahnten ſie dabei etwas von einem höheren Licht, das uns zu Bethlehem aufgegangen iſt, ein Licht zu erleuchten die Heiden! — Nach dem gemeinſchaftlichen Geſange hielt Profeſſor G. eine markige Rede, in der er an den ganzen Mann appellierte, nur ein ganzer Mann läßt ſich nicht unterkriegen und hält durch in jeder Lage. „Wir müſſen und wir wollen durchhalten zu Deutſchlands größerem Ruhm und größerer Ehre, denn auch unſere Brüder im Schützengraben haben Schweres zu erdulden!“ — — Der Erſte, der dem Profeſſor für dieſe von herrlichſtem deutſchen Geiſt getragene Rede, zu Tränen gerührt, die Hand drückte, war — unſer alter Kommandant!

Die Tränen trockneten aber ſehr ſchnell, als wir ihm am anderen Morgen wiederum das Fehlen von zwei Mann melden mußten. Auch ſie wurden ſehr bald wieder eingefangen,

was uns allen die Flucht in dieſer Gegend für wenig ausſichtsreich erſcheinen ließ. Aber dennoch war ich feſt entſchloſſen, es noch einmal zu wagen. Ich wartete jedoch mit der Ausführung, weil ich erfahren hatte, daß unſer Lager kurz nach Neujahr 50 km weiter ins Innere, aber auch ein gutes Stück näher an die tripolitaniſche Grenze verlegt werden ſollte. Ich hatte in der langen Zeit meiner Gefangenſchaft geduldig warten gelernt.

Nach einer ſtimmungsvollen Neujahrsfeier, zu der die Heimat Punſch und Glühwein geſtiftet hatte, begann eines ſchönen Tages der Umzug. Das ganze Lager wurde abgeriſſen und alles auf den Arbeiterzug verpackt, der uns zur neuen Stätte bringen ſollte. Ganz zuletzt wurde unſer Gitterzaun entfernt und nun ſtürzte wie eine Meute wilder Tiere das ganze Beduinenvolk auf unſeren alten Lagerplatz, ſcharrte und kratzte den Boden auf, als wollte es Gold ſuchen und gebärdete ſich wie verrückt vor Aufregung. Wir hatten ſicher nichts zurückgelaſſen, was der Beachtung noch wert ſchien, die Bedu-

inen aber rissen sich förmlich um leere Sardinen- und Konservenschachteln und um die alten, gänzlich zerrissenen Stiefel.

Dann schwankte der lange, schwerbeladene Zug die neue Strecke entlang; oftmals schlingerte und stampfte das brave Zügle auf unserem Machwerk, wie ein Dampfer auf hoher See, aber dennoch kamen wir gut auf unserer neuen Arbeitsstätte an, die sogleich eingerichtet wurde.

Die Gegend war, Gott sei Dank, nicht so trostlos öde wie bei Graiba, wenn auch bei weitem noch nicht schön. Aber wir waren ja auch in bezug auf Naturschönheiten so bescheiden geworden. Wenn wir von unserer neuen Arbeitsstelle aus den Blick nach Osten wandten, sahen wir in etwa einem Kilometer Entfernung das weite, blaue Meer, während sich im Westen — in vielleicht 20 km Entfernung — eine kleine Gebirgskette erhob. Ganz in der Nähe unseres Platzes befand sich eine große Quelle, die in einem tiefen, mit reichem Grün bewachsenen Wadi*) lag.

*) Flußbett.

War demnach die äußere Umgebung des neuen Lagers auch etwas reizvoller, so wurde es im Inneren doch immer drückender. Vor allen Dingen machte sich ein empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln bemerkbar. Die Kleinbahn, die wir von Graiba nach Gabés bauten, konnte neben dem vielen Baumaterial die Verpflegung nur unvollständig heranschaffen. Unsere Küchenmannschaften wußten deshalb von recht fühlbaren Abzügen in der Kost zu sagen. Den einzigen Lichtblick im Essen boten uns die Pakete, die gerade jetzt nach Weihnachten zahlreich aus der Heimat einliefen. Die Suppe wurde immer dünner, das Fleisch immer spärlicher, wir hungerten arg. Da war es nicht zu verwundern, daß, trotz des hohen Doppelzaunes, eines Tages wieder vier und ein paar Tage später noch sechs Kameraden ihr Heil in der Flucht gesucht hatten. Jetzt wurde dem „Alten“ die Fluchtepidemie doch bedenklich und deshalb ordnete er an, daß nunmehr morgens und abends genau nachzuzählen sei. Infolgedessen wurden wir morgens noch früher ge-

weckt, sodaß wir jetzt schon früh um 5 Uhr aus unseren Decken kriechen mußten Das Frühaufstehen, die schwere Arbeit in der tötlichen Hitze, die magere Kost, alles das wirkte auf mich ein, ich wurde stiller und stiller, eine innere Wut hatte mich gepackt, ich wollte nicht mehr. Zwar brachte man die zehn Ausreißer sehr bald wieder ins Lager zurück, aber das schreckte mich von meinem Plan nicht ab; ich hatte, was andere nicht besessen hatten, einen eisernen Speisebestand, einen Kompaß und eine ziemlich gute Karte von Tunis und Tripolis.

In gemütlichem Freundeskreis feierte ich am 15. Januar noch meinen Geburtstag, dann traf ich meine Vorbereitungen. Dieses Mal mußte es gelingen.

Mein zweiter Fluchtverſuch am 13. Februar 1916.

Am Sonnabend, den 13. Februar war ich mit meinen Vorbereitungen ſo weit fertig, daß ich mit meiner Flucht beginnen konnte. Die Sache war dieſes Mal recht einfach. Aus dem Lager heraus zu kommen war ja bis jetzt allen Kameraden ſpielend gelungen, gefährlich wurde es erſt, wenn man draußen in der Einöde unter fremden Menſchen war.

Am Sonnabend vormittag fuhr ich mit meinem Arbeitskommando hinaus und half tüchtig und guter Dinge den erſten Zug Steine aufladen. Als jedoch der zweite Zug an die Reihe kam, half ich nicht mehr mit, ſondern ließ mich unter einem Bremsbock auf einem der Wagen von meinen Kameraden hinter einer Steinmauer verſtecken. Dieſer zweite Zug blieb nämlich auf der Strecke ſtehen und wurde erſt am anderen Tage abgeladen. Ich hatte in meiner Steinhütte den halben Nachmittag und eine ganze Nacht vor

mir. Bequem war es ja in meinem freiwilligen Gefängnis nicht, die Kameraden hatten etwas reichlich viele Steine zu meinem Verſteck angewandt, einige dicke Steinbrocken lagen direkt auf mir, ſo daß mir die Lage unter der Bremsbank zur Hölle wurde. Gut war es nur, daß ich des Mittags genug gegeſſen hatte, denn hungrig und mit knurrendem Magen hätte ich es in dieſer Lage nicht ſolange ausgehalten. Meine Kameraden waren inzwiſchen ins Lager zurückgekehrt und waren wohl ſchon abgezählt worden. Ob ich wohl vermißt worden war? Wenn ſie mich nun jetzt ſchon ſuchten!? Mit quälenden Gedanken harrte ich unter den Steinen aus, bis die Dämmerung hereinbrach. Dann hielt mich nichts mehr zurück, mein Gefängnis abzureißen. Mit fieberhafter Eile arbeitete ich an der Beſeitigung der Steine, ſo daß ich ſchon nach kurzer Zeit wenigſtens friſche Luft ſchöpfen konnte. Das Loch, daß ich mir in die Steinmauer gearbeitet hatte, war noch nicht ſo groß, daß ich hindurchkriechen konnte; aber immerhin konnte ich mir ſchon einen Blick ins Freie geſtatten. Wie ich mich gerade

des gewonnenen Durchblicks erfreue, ſpringt plötzlich ein arabiſcher Arbeiter auf den Wagen und läßt ſich von einem anderen Araber acht Steingabeln heraufreichen.

Verſtecken konnte ich mich nicht mehr, wir ſahen uns direkt in die Augen. Ein jäher Schreck durchzuckte mich, aber dennoch beſaß ich die Geiſtesgegenwart, ihm mit einem bittenden Blick und mit einer Bewegung des Zeigefingers zum Munde zu bedeuten, daß er ſchweigen möge. Da lächelte er mir unauffällig zu und nickte. Aber trotzdem war mir das Herz ſchwer geworden, trau einer einem Araber. Für Geld ſind dieſe Wüſtenbeduinen Nordafrikas und mehr noch die Küſtenaraber zu allem fähig. Aber ich ſollte ausnahmsweiſe einmal einen anſtändigen Menſchen unter ihnen kennen lernen. Als ich ſchon beinahe mit der Beſeitigung der Steine fertig war und mein Gefängnis verlaſſen wollte, ſchaute der Beduine noch einmal über die Wagenbrüſtung und machte mir ein Zeichen, mich leiſe zu verhalten. Dann kam er ganz auf den Wagen geklettert und trat zu mir. Ich machte ein Zeichen nach der Küſte und

sagte: „Partir pour Tripolis!“ Darauf drückte er mir fest die Hand und nickte freudestrahlend mit dem Kopfe, mahnte dann aber zur Vorsicht. Er wies auf einige in der Nähe befindliche arabische Zelte, die noch erleuchtet waren, und in denen die arabischen Arbeiter noch beim Nachtmahle saßen. Ich sollte erst warten, bis sie schlafen gegangen sein, meinte mein Araber, so sei es noch zu gefährlich. Ich befolgte seinen Rat und blieb bis etwa gegen $^1/_2$11 Uhr abends in meinem Wagen liegen, dann aber nahm ich Rucksack und Decke und machte mich auf den Weg, indem ich langsam am Eisenbahndamm entlang ging. Mit schnellen Schritten suchte ich dann, nachdem ich die arabischen Zelte hinter mir gelassen hatte, aus dem bedrohlichen Bereich des Lagers zu kommen. Erst als ich eine ganze Strecke Wegs am Bahndamm entlang zurückgelegt hatte, wagte ich es, an mein leibliches Wohl zu denken. Und das hatte ich reichlich verdient. Ich hatte seit dem Mittagessen nichts mehr zu mir genommen und war hungrig wie ein Wolf.

Nachdem ich mich tüchtig gestärkt hatte,

nahm ich den Rucksack auf den Rücken, hüllte mich in meine Decke und schritt rüstig auf der guten Landstraße, die nach Gabés führt, voran. Zum zweiten Male war ich nun frei! Würde die Flucht dieses Mal gelingen? Ich beschloß in meinem Innern so vorsichtig, wie nur irgend möglich zu sein und bat Gott in heißem Gebet, mir auch dieses Mal seinen Beistand zu leihen.

Unbehelligt marschierte ich nun schon stundenlang fürbaß, ich mochte wohl an die zweiundzwanzig Kilometer zurückgelegt haben, als ich an den großen Salzsee kam, der den Süden Tunisiens in zwei ungleiche Hälften teilt. Ich sah die silbrig weiße Fläche im hellen Mondenschein glitzern und flimmern und hielt mich scharf westwärts, um die schmale Landzunge nicht zu verfehlen, die den See von der Küste trennt. Nachdem ich diese glücklich gefunden und überschritten hatte, wanderte ich in südlicher Richtung weiter, quer durch die Wüste, bis ich nach einem Marsch von etwa 12 Kilometern das Dörfchen El-Hamma vor mir liegen sah. Die Sonne stieg glutrot herauf, der ganze

Himmel hatte sich gerötet, die Wipfel eines kleinen Palmenhains vor mir strahlten in rötlichem Feuer und die ganze Welt schien mir in ein Meer von Purpur getaucht. So kam der Sonntag herauf, der Tag des Herrn! Die purpurne Glut aber stieg höher und höher, färbte das azurne Seidenblau des Himmels mit lichtem Rosa und flimmerte auf dem knirschenden Sande unter meinen Füßen: unter einem schattigen Palmenbaume erwartete ich den jungen Tag.

Eine tiefinnerliche Ruhe war nun in mir und erfüllte mein ganzes Sein, eine reine, heilige Sonntagsfreude stieg in mir auf und ich begann die Muslimen zu verstehen, die bei aufgehender Sonne zu Allah beten und so würdig den neuen Tag begrüßen. Auch ich betete zum Gott der Christen, daß er mir fürderhin helfen möge; dann dachte ich wieder an weltlichere Dinge. Auch dem vorher so geplagten Körper tat diese sonntägliche Ruhe wohl, besonders dann, als der Rucksack ein ausgiebiges Frühstück geliefert hatte. Gesättigt und guter Dinge blieb ich unter meiner Palme liegen, um die schützende

Nacht zu erwarten, denn ich versprach mir nur dann ein Gelingen meiner Flucht, wenn ich nur des Nachts wanderte und am Tage ruhte. Arabische, zerlumpte und schmutzige, aber allerliebste Kinder vertrieben mir den Sonnentag mit ihren heiteren Spielen, die ich aus meinem sicheren Versteck verfolgte. Erst gegen Abend verschwand die lustige Gesellschaft und gab mir den Weg frei zu neuer Wanderung.

Dem herrlichen Tage folgte eine scheußliche Nacht. Es war hundekalt, ein feiner, aber anhaltender, durchdringender Gewitterregen setzte ein, und eine unheimliche und undurchdringliche Finsternis umgab mich. Ich konnte keine Hand vor Augen sehen, nur wenn die grellen Blitze aufzuckten, erleuchteten sie gedankenschnell die trostlose Wüste. Einsam und alleine trottete ich durch den tiefen Sand, manchmal kam ich über lehmige Stellen, an denen ich ausglitt und längelang hinschlug, dann wieder versank ich in knietiefem Sande. Dabei war es mir nicht möglich, den Kompaß zu beachten, Wind und Regen verlöschten

mir jedes Streichholz, das ich anzündete; das Waſſer drang bis auf die Haut, der Marſch wurde von Minute zu Minute beſchwerlicher. Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf, ſondern ſchleppte mich weiter.

Als es endlich dämmerte, als der Tag licht und klar, wie geſtern heraufkam, hörte ich dicht vor mir ein ſeltſames Rauſchen und Brauſen und gewahrte ſtaunend und erſchreckt zugleich das Meer vor mir. Statt nach Süden war ich in dieſer vermaledeiten Nacht ſchnurſtracks nach Oſten gelaufen. Immerhin war mein Umweg aber nicht ſo groß, daß ich nicht doch in der Ferne das Ziel meiner heutigen Wanderung, Gabés, vor mir liegen ſah. Ich mußte jetzt, um der bedrohlichen Nähe der Stadt auszuweichen, ſcharf nach Süden gehen, wenn ich die tripolitaniſche Grenze überſchreiten wollte und beſchloß, in der nächſten Nacht, die vor mir im Süden liegende Gebirgskette zu erreichen.

Und wieder ſtieg die Sonne in ſtrahlender Schönheit empor und trocknete meine Kleider und durchwärmte den verklamten Körper. Müde und hungrig legte ich mich

unter eine Palme, um zu ſchlafen, da entdeckten mich einige Araberjungen, die ihre Ziegenherde vorübertrieben. Kurz darauf erſchien ein freundlicher Beduine, der mich einlud, in ſeine Hütte zu kommen. Da ich nicht ausweichen konnte, nahm ich wohl oder übel die gaſtfreundliche Einladung an und hatte ſie nicht zu bereuen. Der Araber war freundlich und ehrlich. Aufmerkſam hängte er meine noch feuchten Kleider und die Decke vor ſeiner Hütte in die Sonne, dann bereitete er mir zwiſchen zwei Palmen ein weiches Heulager und ließ mich allein, um ſeiner Beſchäftigung nachzugehen. Nur die Kinder blieben in meiner Geſellſchaft zurück und kamen zutraulich heran. Ich gab ihnen ein Stückchen Schokolade, die ſie vergnügt verzehrten, und empfing dafür von ihnen einige friſche Datteln, die mir wiederum gut mundeten.

Bei einbrechender Dunkelheit machte ich mich wieder reiſefertig und marſchierte quer durch den Palmenhain in ſcharf ſüdlicher Richtung davon.

In dieſer Nacht brauchte ich nicht lange

zu suchen, heller Mondschein wies mir den Weg und machte das Zurechtfinden nach dem Kompaß leicht. Es war eine herrliche, lauwarme Nacht voller Schönheit, wie sie nur die unendliche Wüste gebiert. Durch Dick und Dünn verfolgte ich meinen Weg; immer nach Süden, im Süden lag die Freiheit, lag Tripolis. In dieser Nacht zeigte mir ein ehrwürdiger, freundlicher Araber, dessen Blockhütte an meinem Wege lag und dessen wachsamer Hund mich entdeckt hatte, den nächsten Weg nach Duirat, dem Dorfe das zu erreichen ich in dieser Nacht bestrebt war.

Auf dem Wege dorthin konnte ich eine Palmen-Plantage nicht umgehen, wenn ich nicht Stunden verlieren wollte, aus diesem Grunde wagte ich mich in die Höhle des Löwen und ging mitten durch die Straßen, die beiderseits von ca 50—60 cm hohen Lehmmauern umgeben war. Ich kam unbehelligt bis ans Ende der Plantage, dort aber lief ich einem arabischen Gärtner in die Arme, der mich freundlich einlud, bei ihm ein Glas Milch zu trinken. Da es eine

tödliche Beleidigung gewesen wäre, diese Einladung auszuschlagen, mußte ich sie annehmen. Aber ich hatte wieder Glück. Der Araber warnte mich vor seinen Stammesgenossen und riet mir, noch eine Stunde zu warten, da noch nicht alle Leute der Plantage zur Ruhe gegangen seien. Ich befolgte seinen Rat und tat gut daran, denn wieder konnte ich, ohne angesprochen zu werden, in die Wüste kommen.

Aber das Glück sollte mir auch dieses Mal nicht hold bleiben. Ein schuftiger Araber sollte dennoch mein Verderben sein.

Ich wanderte stetig meine Straße und legte ein gut Stück Wegs zurück, als ich plötzlich aus einem Palmenhain biegend, mitten auf der Hauptstraße eines Dorfes stand. Wäre die Nacht kalt und regnerisch gewesen, wie die vorige, dann hätte ich getrost weiter wandern können, aber die Nacht war warm und mondenklar, da gehen die Araber selten früh zur Ruhe, sondern sitzen oft die ganze Nacht hindurch vor ihren Hütten und erzählen und träumen und schauen in die Sterne.

Kaum hatte ich die Straße betreten, als mich schon einige dieser weiß vermummten Gestalten heranwinkten und mich einluden Platz zu nehmen. Ich lehnte bescheiden, aber freundlich ab, und da sie an meiner Uniform doch sahen, daß ich Soldat war, gestand ich ihnen alles und bat sie, mich weiter ziehen zu lassen. Sie waren alle sehr freundlich zu mir, rieten mir, nicht weiter zu gehen und boten sich an, mich zu verstecken. Da ich in ihrer Hand war und besonders, weil die meisten von ihnen einen recht vertrauenerweckenden Eindruck machten, willigte ich ein, und einige von ihnen brachten mich denn auch in einen kleinen Palmenhain und versteckten mich in einer Blockhütte. Es zeigte sich bald, daß sie es ehrlich meinten, ich blieb unbehelligt und als der Morgen zu dämmern begann, freute ich mich meines schönen Verstecks und war froh, die Araber gefunden zu haben.

Aber wie Judas Ischarioth seinen Herrn um lumpige dreißig Silberlinge verriet, so sollte auch mich ein arabischer Halunke um schnöden Besitzes willen um meine mühsam

erkämpfte Freiheit bringen. Ich saß träumend in meiner Hütte, als ein Araber eintrat und sich anbot, mir ein „costume arabe“ für die weitere Flucht verkaufen zu wollen. Sein Gesicht war nicht gerade vertrauenerweckend, aber da mich die Anderen nicht verraten hatten, mochte ich ihm nicht mißtrauen und hörte seinen Vorschlag an. Er sprach ein leichtverständliches Französisch, das er durch eifrige Handbewegungen noch verständlicher zu machen suchte, und er überzeugte mich schließlich, daß ein solches arabisches Kostüm meine einzige Rettung sei, wenn ich hernach über die italienische Grenze wolle. Ich willigte in seinen Vorschlag ein und sah nach der Uhr, um zu überlegen, ob ich das Zeug noch rechtzeitig erhalten würde. Dabei liebäugelte der Schuft mit meiner Uhr, einem alten Erbstück meines Vaters, das mir sehr teuer ist. Ganz harmlos bat er, die Uhr einmal näher in Augenschein nehmen zu dürfen und da ich die naive Freude der Beduinen über solche Dinge oft gesehen hatte, gab ich ihm die Uhr in die Hand und hielt sie ihm, wie einem kleinen Kinde ans Ohr.

Kaum aber hatte mein Beduinenjüngling die Uhr in den Fingern, als er mit langen Sätzen davonsprang. Im ersten Moment war ich völlig überrascht und das Herz stand mir förmlich still. Der Araber aber rannte, als gälte es das Leben und war im Palmenhain verschwunden, ehe ich zur Besinnung kam. Da packte mich eine rasende Wut.

Unverzüglich sprang ich hinter ihm her, die Uhr war von meinem Vater, ohne sie würde ich das Lumpennest nicht wieder verlassen und wenn ich den Schuft in Stücke reißen müßte. Ich kochte vor Zorn und Ingrimm, der Araber war weit und breit nicht zu sehen, die Sonne stand hoch am Himmel und unten im Dorf gab es sicherlich eine französisch-arabische Polizeibehörde. Aber alles das bekümmerte mich nicht im geringsten, mein Zorn war größer als alle Überlegung. Und wenn die ganze Flucht dabei zu schanden werden sollte, erst wollte ich meine Uhr wieder haben. Und ohne zu zögern rannte ich weiter. Mit dem Kompaß fand ich mich schnell nach dem Dorf zurück, mit wilden Sätzen, in

förmlicher Raserei lief ich hinein und sah bei der ersten Straßenbiegung meinen Spitzbuben ganz gemächlich seines Weges gehen. Im Nu war ich hinter ihm her, aber gerade als ich ihn stellen, gerade als ich die Hand nach ihm ausstrecken wollte, lief ich plötzlich einem arabischen Polizeidiener in die Arme.

Blitzschnell überlegte ich, was zu tun sei. Sollte ich fliehen und die Uhr im Stich lassen? Schon wandte ich den Schritt, da sah ich einige Araber mir entgegenkommen, die zwar sicher nicht gegen mich Partei ergriffen hätten, die aber ebensowenig gegen ihre Obrigkeit hätten vorgehen können. Ich sah keinen Ausweg, ging aber wie unbekümmert weiter, als sei ich als deutscher Soldat durchaus berechtigt, in diesem Dorfe spazieren zu gehen. Doch der Polizeidiener, der auf seinem ersten Morgenrundgang war, hatte bereits Verdacht geschöpft, die feldgraue Uniform hatte ihn stutzig gemacht, er kam auf mich zu und erklärte mir in sehr schlechtem Französisch, ich sei verhaftet. Dabei zog er seelenruhig ein Paar Handschellen aus der Tasche und wollte mich fesseln. Aber meine Wut hatte sich noch

nicht gelegt, mit grimmigen Blick fuhr ich ihn an, er ſolle ſeine Armbänder wieder wegſtecken, ein deutſcher Soldat laſſe ſich nicht feſſeln. Das ſchien ihm gewaltig zu imponieren, denn er wurde ganz unterwürfig und bat mich, ihm zur Wache zu folgen. Hätte ich jetzt gut franzöſiſch ſprechen können, ſo hätte ich ihn dermaßen angeſchnauzt, daß er mich eher für den Kaiſer der Sahara, denn für einen deutſchen Flüchtling hätte halten ſollen und dann wäre ich ſicher unbehindert weiter gekommen. So aber mußte ich den Mund halten und ihm gehorſam zur Polizeiwache folgen.

Es war ein einfacher, weißgetünchter Raum, in den ich geführt wurde. An den Wänden hingen einige arabiſche Säbel; ein kleiner Tiſch und einige Holzſtühle waren das ganze Mobiliar. Hinter dem Tiſche ſaß ein ehrwürdiger, arabiſcher Greis, der Polizeichef. Der Polizeidiener machte in beſcheidenem Tone ſeine Meldung und ſchien auch, wie ich aus den Geſtikulationen ſah, zu erzählen, daß ich mich nicht hatte feſſeln laſſen wollen, was dem hohen Chef ſcheinbar ſehr imponierte. Er

muſterte mich wohlgefällig von oben bis unten, machte dann eine einladende Handbewegung nach einem der Stühle hin und ſagte kurz: „Bon!“ — Ich vermutete ſehr ſtark, daß das ſein ganzer franzöſiſcher Wortſchatz war, und ich hätte in dieſem Augenblick etwas darum gegeben, wenn ich irgend eine Sprache geſprochen hätte, die dieſem Manne verſtändlich geweſen wäre. Ich bin noch heute der feſten Überzeugung, der Polizeichef hätte mich laufen laſſen, wenn ich ihm meine Leidensgeſchichte hätte erzählen können. Aber ich mußte mich in mein Schickſal ergeben. Der Chef mochte mir anſehen, daß mir das Herz ſchwer war, denn er drehte mir ganz freundlich eine Zigarette und ſuchte ſich mit mir zu unterhalten, ein Verſuch, der leider an der Unkenntnis irgend einer vermittelnden Sprache ſcheiterte. In der Folgezeit kamen auch einige Araber in die Stube, nickten mir freundlich zu oder zwinkerten zutraulich mit den Augen, als hätten ſie mir etwas ganz Geheimnisvolles zu ſagen. Ein arabiſcher Schreiber ſetzte inzwiſchen nach dem Diktat des Alten den Bericht über meine Verhaftung auf. Gegen Mittag

war das Schriftstück fertig, zwei Araber nahmen mich in die Mitte und fort ging's neuen Abenteuern entgegen.

Gegen Abend langten wir müde und hungrig in Gabés an. Ich wurde sofort dem französischen Stadtkommandanten vorgestellt, der mich, wie ich das von den Franzosen schon gewöhnt war, höhnisch und barsch anfuhr und dann ebenfalls einen ellenlangen Bericht über den deutschen „Verbrecher" aufsetzen ließ. Dann brachte man mich in eine der Arrestzellen des Kasernements der Stadt.

Nach einer fast schlaflosen Nacht, die ich auf einer harten Holzpritsche verbrachte, erschien am anderen Morgen, kurz nach dem Kaffeetrinken ein Spahi in der Zellentüre und forderte mich auf, herauszukommen. Draußen schwang er sich auf sein Pferd und deutete mir an, daß ich vor ihm her zu gehen habe. In diesem Aufzuge verließ ich Gabés, um wieder in das neue Lager unseres Kommandanten zurückzukehren. Als wir eine schöne, schattige Palmenoase durchquerten, begann mein berittener Begleiter kleine arabische Liedchen zu singen, die recht schwermütig klangen. Ich wollte

ihm zeigen, daß auch die Deutschen singen können und daß sie sich nicht von Kummer und Gram unterkriegen lassen und begann nach einiger Zeit ebenfalls zu singen. Alle unsere deutschen Soldatenlieder, die herrlichen Märsche, die wir so oft auf unserem Vormarsch durch Belgien gesungen hatten, alles das sang ich leichten Herzens in die frische, herrliche Morgenluft hinaus. Als ich geendet hatte, klatschte mein Spahi ganz begeistert in die Hände und verlangte mehr. Da sang ich ihm noch einmal das Lied, das anno 1914 unser Schutz- und Trutzlied geworden war:

„O Deutschland hoch in Ehren!"

Als wir die Oase jedoch hinter uns hatten und auf die Landstraße kamen, „versandte die Sonne glühenden Brand." Der Schweiß lief mir aus allen Poren, das dicke Militärzeug klebte mir am Körper. Aber dennoch hielt ich das alte Tempo inne und das schien meinem Begleiter wohl zu imponieren, denn als wir nach einiger Zeit in ein arabisches Dorf kamen, machte er halt und lud mich zu einem Fingan Kaffee ein. Wir schlürften den köstlichen Trank aus kleinen Täßchen in der

weißgetünchten Lehmhütte irgend eines Arabers und fühlten uns beide im Schatten recht wohl, so wohl, daß wir diesen Aufenthalt in jedem Dorfe, durch das wir kamen, wiederholten. Einmal durchwanderten wir ein Dorf, in dem neben dem Café die arabische Schule war. Ich ging hinein, sie mir anzusehen. Da saßen auf Matten, rings um einen Lehrer herum, wohl ein Dutzend Kinder und plapperten alle wahllos durcheinander. Als sie mich sahen, trat lautlose Stille ein, ich radebrechte ein paar freundliche Worte und ging dann wieder, um den Unterricht nicht länger zu stören.

In dem letzten Dorfe vor dem neuen Lager bereitete mir mein Begleiter ein einfaches Mittagsmahl. Er brachte in einer Tonschale gesüßtes Olivenöl und einen Laib Brot, den er in zwei gleiche Hälften brach. Dann hockten wir uns vor der Türe eines Hauses nieder, tunkten das Brot ins Öl und verzehrten es. Mir war diese Art zu essen, neu und ich mußte mich erst an den Geschmack des süßen Öls gewöhnen, aber sehr bald schmeckte mir das Mahl ausgezeichnet.

Auf der letzten Wegstrecke hatte ich eine

interessante Gesellschaft. Ich befand mich mitten in einer großen Karawane, die durch die Wüste reisen wollte. Der Besitzer all' dieser Esel und Kamele ritt einen prachtvollen Schimmel, während seine Frau, eine blendendschöne Maureske mit unverhülltem Gesicht, hoch auf einem Kamel thronte. Ich hatte eine lustige Unterhaltung mit diesem jungen Paar, bei der ich herzlich lachen mußte. Denn da wir uns alle Drei nur durch Zeichen verständigen konnten, kamen wir aus den Mißverständnissen nicht heraus. Das Herz der kleinen Frau aber eroberte ich im Sturm durch einige kleine Stücke Zucker, die ich noch in der Tasche hatte und die ich ihr gab.

Die schöne, an neuen Eindrücken so reiche Fußreise ging ihrem Ende entgegen. Am Spätnachmittage langten wir in unserem Lager an und ich wurde sofort zum „Alten" geführt. Der polterte nicht gleich los, wie ich wohl erwartet hatte, sondern fragte mich ganz ironisch:

„Na, haben Sie gut gepredigt am Sonntag? Waren viele Leut' da?"

Ich war erst einen Augenblick verdutzt,

da ich eine lange Moralpredigt erwartet hatte, dann aber dachte ich, wie du mir, ſo ich dir und antwortete ihm mit freundlichem Lachen:

„Jawohl, Herr Kapitän, und es waren viele Leute da!“

Meine Unverfrorenheit ſchien ihm nun doch etwas zu ärgern, denn nun brach der Sturm, den ich erwartet hatte, doch noch los, und endigte erſt, nachdem er mir höhniſch erklärt hatte, daß ich dreißig Tage „prison“ „abzumachen“ hätte; da wäre denn Zeit genug, über meinen erfolgreichen Schritt nachzudenken.

Man nahm mir meinen Rucksack ab und verteilte meine Lebensmittel kurzerhand unter bedürftige Kameraden, dann wanderte ich ins „prison“. Davon iſt nun ſchon ſo oft die Rede geweſen, daß ich es einmal genau beſchreiben muß, um denen in der Heimat einen Begriff davon zu geben, wie Frankreich ſeine Kriegsgefangenen behandelt. Das Priſon iſt ein etwa ein Meter und fünfzig Zentimeter langes und etwa fünfzig Zentimeter hohes, nach beiden Seiten völlig offenes Zelt, nichts

anderes als eine offene Hundehütte, durch die der tagsüber glühendheiße, nachts eiskalte, sandgeschwängerte Wüstenwind ohne weiteres hindurchfegt. War der Wind stark, dann konnte ich die Augen nicht offen halten, weil ich sie voller Sand bekommen hätte. Dann mußte ich mich in meine Decke hüllen, um gegen den Sandhagel geschützt zu sein. So lag ich drei volle, lange Tage. Meine Verpflegung bestand aus einem halben Brot täglich und einer Flasche Wasser, Besuch meiner Kameraden durfte ich nicht empfangen. Vor der Umzäumung, die das „prison" umgab, stand ein Sonderposten, der niemanden in die Nähe des Zeltes kommen lassen durfte. Es war eine höllische Tortur — und doch waren es nur drei Tage, die ich auszuhalten hatte, wie mag den Kameraden zumute gewesen sein, die volle dreißig Tage in dieser qualvollen Enge lagen. Am dritten Tage wurde ich überraschender Weise aus meinem Gefängnis befreit und mir eröffnet, daß ich auf Festung Monastir zurückbefördert werden sollte. Mein Herz jubelte über diese Freudenkunde. Noch am gleichen Tage wurden mir

alle meine Sachen ausgehändigt, ſogar ein paar kleine Feldpoſtpäckchen von meiner lieben Mutter mit Schokolade und Biskuit, die ich ſofort heißhungrig verſchlang.

Tüchtig bepackt mit dem Rucksack und einer ſchweren Bücherkiſte machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof, begleitet von einem Korporal.

Wieder glitzerte ein ſeidiger Sternenhimmel über mir, wieder lächelte der Mond, wie in den einſamen Nächten meiner beiden vergeblichen Fluchtverſuche. Es war ein heißes Dankgefühl, ein ſeliges Gefühl der Erleichterung in mir, als ich das heiße Wüſtenlager hinter mir wußte.

Man packte mich und meinen Begleiter in einen geſchloſſenen Viehwagen, und dann fuhr der Zug auf der von uns hergeſtellten Strecke nach Graiba. Hier mußten wir umſteigen und trafen dort einen franzöſiſchen Truppentransport, der an die Front ging. Ich war froh, als der Zug einlief, der mich und meinen Begleiter nach Sfax brachte, wo wir wieder umzuſteigen hatten.

Im Dämmern des neuen Tages fuhren wir in einem gemütlichen und bequemen

Abteil die lange Strecke bis nach Souſſe hinunter. Ein mitleidiger Paſſagier bot mir unterwegs etwas Brot und Fiſch an, das ich dankbar annahm, denn ich hatte ſeit unſerer Abfahrt nichts mehr gegeſſen.

Gegen 11 Uhr vormittags waren wir am Ziel und ich wurde einem anderen Korporal und zwei Soldaten übergeben, die mich in die Mitte nahmen und mich – das Bajonett aufgepflanzt — in feierlichem Aufzuge durch die Stadt führten. Welches Aufſehen das erregte, kann ſich jeder ausmalen. Bei glühender Sonnenhitze traten wir nun den etwa 22 km langen Fußmarſch nach Monaſtir an. Meine Begleiter, die in der Stadt eine böſe Amtsmiene aufgeſteckt hatten, erwieſen ſich als anſtändige und freundliche Kerle, die mir jederzeit eine Ruhepauſe geſtatteten, wenn ich vom Marſch ermattet war.

So kamen wir, müde und hungrig zwar aber doch guter Dinge in Monaſtir wieder an, das wir damals ſo plötzlich verlaſſen hatten. Damals, ach wie lange war das ſchon her? Wieviel Kummer und Leid, wieviel freudige Stunden lagen nun ſchon wieder dazwiſchen!

Der altbekannte Festungshof kam mir ordentlich vertraut vor, als ich ihm wieder betrat. Zwar hatte sich manches geändert, etwa dreißig Zelte waren aufgeschlagen worden und waren auch alle dicht besetzt von deutschen Kriegsgefangenen. Monastir war inzwischen zu einem großen Sammeldepot geworden. Ich begrüßte einige Bekannte, dann wurde ich vor den Kommandanten beordert, der mich leidlich anständig empfing, aber erklärte, mir von meinen 30 Tagen „prison" nichts ablassen zu können, ich hätte mich gleich wieder unter das Zelt zu begeben. Und wie gesagt, so getan, nach den wenigen Tagen einer verhältnismäßig großen Freiheit, war ich nun wieder der rechtlose „prisonnier de guerre", der seine letzten fünfundzwanzig Tage „prison noch abzumachen" hatte.

Ich will die körperlichen und geistigen Qualen dieser gräßlichen Tage nicht ausführlich schildern, ich kann nur sagen, daß es eine viehische, gemeine Strafe ist, wie man sie auch dem ärgsten Verbrecher nicht zumuten sollte. Und eine solche Tortur wurde in dieser Zeit Hunderten von deutschen Kriegsgefange-

nen auferlegt, die nichts anderes begangen hatten, als daß sie die Freiheit gesucht hatten. Ich habe in diesen furchtbaren Tagen Trost in der Bibel gefunden. Immer und immer wieder, wenn mich schon die Verzweiflung übermannen wollte, griff ich zu diesem Buche, das einzige, was ich hatte mitnehmen dürfen. Wenn die Langeweile und die trüben Gedanken überhand nehmen wollten, las ich ein paar Kapitel aus der Bibel und mir wurde wieder freier und leichter ums Herz. Es ist ein eigen Ding um solch' eine Gefangenschaft in einem kleinen Zelte; es ist, als stünde die Zeit still und als wäre dem Lauf der Welt von einer mächtigen Faust Einhalt geboten. Du liegst und grübelst Tag und Nacht, Du möchtest Dich gern erheben und kannst es doch nicht, weil das Zelt zu klein und niedrig ist. Keinen Schritt darfst Du tun, Du hörst des Nachts das heisere Bellen der Schakale und das feine, singende Rieseln des Sandes, der Wind spielt mit Deinem harten Sandlager, und die kleinen Quälgeister der Wüste, die Erdflöhe und Skorpione nutzen Deinen geplagten Körper zu Versuchszwecken. Es war

eine ſchwere, ſchwere Zeit und ſie wurde nur einmal unterbrochen, als ich, nach einem gewaltigen, nächtlichen Regenguß Schüttelfroſt und Fieber bekam. Man brachte mich auf die Infirmerie, wo ich zwei Tage beſſer verpflegt wurde und mich etwas erholen durfte, dann kam ich wieder unter mein Zelt, um meine dreißig Tage zu vollenden. Aber, was Gott tut, das iſt wohlgetan! Gerade dieſe fürchterliche Strafzeit ſollte der Grund ſein zu meiner endgültigen Befreiung aus franzöſiſcher Gefangenſchaft.

Die Aerzte-Kommiſſion. — Wieder nach Frankreich. — In der Schweiz.

Achtundzwanzig volle Tage hatte ich in Sonne und Regen, bei Sturm und Gluthitze unter meinem Zelte gelegen. Die ſtarken Witterungsumſchläge hatten meinen Körper doch ſehr mitgenommen, die tägliche ungeheure Hitze, die mir den Schweiß aus allen Poren trieb und die nächtliche Kälte, die mir die Zähne im Munde klappern machte, hatten doch ihre Wirkung ausgeübt. Als ich in dieſen Tagen unter meinem Zelte die letzten Stunden meiner Pein herbeiſehnte, fühlte ich, daß ich krank, ſehr krank geworden war. Ich hatte eine ſtarke Erkältung, huſtete Tag und Nacht und hatte zeitweilig ſtarken Blutauswurf. Dazu war ich zu einem Skelett abgemagert und fühlte mich in allen Gliedern ſchwach und matt. Ich war mager geworden, ſo mager, daß nicht die Uniform an mir ſaß, ſondern ich in der Uniform hing. Ich war vor Elend und Schwäche kaum imſtande, mich zu erheben.

Gerade um diese Zeit war es, als eine schweizerische Ärzte-Kommission ihren Besuch in Monastir ankündigte, um die kranken und schwachen Kriegsgefangenen für die Internierung in der Schweiz auszusuchen.

Als die Kommission kam, hielt ich mich in meinem heruntergekommenen Zustand für berechtigt, mich ihr vorstellen zu lassen. Ich habe viel gebetet in meiner Gefangenschaft, aber nie so heiß und inbrünstig, als vor diesem Gange zu den Schweizer Ärzten, die über mein Schicksal entscheiden sollten.

Der Kommandant war anwesend, als die Gefangenen untersucht wurden. Ein armer, siecher Kamerad, auch ein Ausreißer, der die Freiheit nötiger hatte, als ich, kam vor mir an die Reihe. Der Kommandant setzte ein malitiöses Lächeln auf und meinte, zu den Ärzten gewandt: „Der ist noch nicht so bedürftig, wenn jemand noch ausreißen kann, ist er auch nicht krank!“ — Der arme Kerl wurde zurückgestellt und mußte bleiben. Mir fiel das Herz in die Schuhe, ohne jede Hoffnung stellte ich mich dem Arzte vor, der Kommandant sah mich an und — schwieg. Ich fühlte

mich krank, aber ich ſah kränker aus, als ich es war. Der Arzt ſah mich groß an und ſtellte nur die eine Frage:

„Sie haben wohl ſtark abgenommen in der Gefangenſchaft?“ — Ich bejahte eifrig und die Hoffnung, daß alles gelingen möge, wuchs in mir. Und der Arzt, der an mir herumklopfte und horchte, tat plötzlich den Ausſpruch, den ich nie in meinem Leben wieder vergeſſen werde:

„Na, Sie ſollen auch in die Schweiz kommen!“ —

Ein paar armſelige Worte nur, aber ſie bedeuteten für mich Leben oder Tod, ſie rauſchten mir wie Engelsharfen in den Ohren, das Unterſuchungszimmer verſchwamm vor meinen Augen, ich war kaum noch Herr meiner Sinne und tat alles wie im Schlaf. Alles drehte ſich um mich her, ich weiß nicht, wie ich aus dem Zimmer gekommen bin. Wie im Traum wankte ich zu meinem niederen Zelte und verkroch mich ſchnell in meine Decke, damit niemand die Tränen der Freude, und des Dankes ſehen ſollte, die mir heiß über die Wangen liefen. Frei! Frei! Ich

konnte es ja garnicht faſſen! Das alles war ja ſo unfaßbar ſchön! Ich ſollte die Schweiz, vielleicht gar die Heimat wiederſehen, wie wunderbar hatte Gott mich meinen Weg geführt. Die Worte

„Aus der Höhe in die Tiefe,
Aus der Tiefe in die Höh'
Führſt Du, Heiland, Deine Leute,
Daß man Deine Werke ſeh'!"

gingen mir nicht aus dem Sinn. Mir war weihevoll ums Herz wie bei einem Gottesdienſt. Dem Gottesdienſt der Freiheit!

Und während ich noch Jubel im Herzen von der Mutter und der Heimat träumte, hörte ich draußen jemanden rufen:

„v. Rohden, v. Rohden, Menſch komm doch mal' raus, der Alte will Dich ſprechen!" Nur ungern verließ ich in meinem jetzigen Zuſtande das kleine Hundezelt, mühſam nur konnte ich mich aus meiner Decke herausſchälen. Als ich den Feſtungshof betrat, ſah ich die ganze Kompagnie angetreten. Ich wurde vor die Front gerufen und mir die zwei letzten Tage meiner Strafzeit in feierlicher Weiſe geſchenkt. Weil ich mich noch

sehr matt und elend fühlte bekam ich zur Begnadigung ferner eine außergewöhnliche Mittagsration in meine Gamelle und bezog dann mein Krankenquartier in der Infirmerie, wo man mich in den nächsten Tagen völlig in Ruhe ließ. Ich erholte mich schnell. Die Kost war gut und wurde noch verbessert durch ein prachtvolles Liebesgabenpaket des Berner Roten Kreuzes, daß jeder von uns erhielt. Es enthielt neben allerlei seltenen Leckereien, wie Sahnebonbons, Wurst und anderen Dingen, auch frische Leibwäsche, die mir besonders gut zustatten kam. Es war doch ein stolzes Gefühl, zu wissen: dort in der fernen Heimat wohnen noch wildfremde Menschen, die Deines Stammes sind, die Dich und Deine Kameraden nicht vergessen haben, die das Elend und die Not deutscher Kriegsgefangener zu würdigen wissen. Und wie ich, dachten alle Kameraden, wir waren stolz und froh über unsere Liebesgaben!

Meiner Mutter und meinen Angehörigen habe ich von meiner Freude nichts geschrieben, irgend eine geheime Angst, es möchte noch etwas dazwischen kommen, hielt mich davon

ab. Sie ſollten alle überraſcht werden! Nach vierzehn Tagen unſeligen Wartens brachte man uns zu Fuß oder in Wagen nach Souſſe, wo man für uns auf einem Truppenübungsplatze ein kleines Lager eingerichtet hatte. Der Platz lag hart an der Landſtraße, ſodaß wir viel Abwechſlung hatten und uns in dieſen vier Wochen unſeres Aufenthaltes nicht langweilten. Als alte Feldzugsſoldaten intereſſierten uns am meiſten die Truppenübungen der eingeborenen Soldaten, die von den franzöſiſchen Vorgeſetzten recht übel behandelt wurden. Die Entente will den preußiſchen „Militarismus“ vernichten! Nun, was ich hier an Soldatenſchinderei ſah, das gibt es im ganzen vielgeſchmähten deutſchen Militarismus nicht!

Ein ergreifendes Bild ſteht mir immer noch vor Augen. Ein Turko nahm von ſeiner Mutter Abſchied, um an die Front zu gehen. Sie war ein altes, häßliches Beduinenweib, barfuß und in grauen Lumpen, der Vater ein ernſter, weißhaariger Araber, der ſtill und ſtumm neben den Beiden einhertrottete. Plötzlich lagen ſich Mutter und Sohn in den

Armen und schluchzten herzzerbrechend. Mir traten die Tränen in die Augen. Da kam ein französischer Korporal und riß die beiden mit Gewalt auseinander, die „Kulturnation“ brauchte das braune Kanonenfutter und fragte nicht nach den Tränen einer Mutter, die nichts wußte von der Feindschaft der weißen Völker untereinander. Mir krampfte sich das Herz zusammen, als ich das arme Weib von dannen humpeln sah.

Und wieder fuhren wir mit der Bahn am blauen Mittelmeer entlang, das uns nun bald auf seinem Rücken schaukeln sollte. In Tunis händigte man uns noch einmal die letzte Post aus, dann wurden wir auf das Schiff gebracht, das uns wieder nach Europa brachte. Es war ein alter, schaukelnder Kasten, aber mit Vorbedacht so gewählt worden, weil die Herren Franzosen Angst vor deutschen U-Booten hatten. Erst wenige Tage vorher hatte ein österreichisches U-Boot einen großen neuen Dampfer aufgebracht. Die Seefahrt verlief ruhig und schön, unsere stille Hoffnung, von einem deutschen Kriegsschiff aufgebracht zu werden, ging leider nicht in

Erfüllung, wir fuhren unbehelligt über das weite Meer und ſahen am Abend des zweiten Tages das Wahrzeichen von Marſeille über die Waſſer ragen: Notre Dame de la Garde!

In Marſeille brachte man uns ſogleich auf das Fort St. Nicolas, wo wir eine traurige Nacht verbrachten. Wir erfuhren nämlich, daß in den dunklen Kaſematten dieſes Forts ſchon ſeit Wochen deutſche Kriegsgefangene, Ziviliſten und Soldaten, Männer und ſogar Frauen ſchmachteten. Wir haben dieſe unerhörte Schmach — als wir in der Schweiz waren — ſofort nach Deutſchland berichtet und hoffen, daß Aenderung eingetreten iſt.

Die nächſten Tage waren Reiſetage. Man brachte uns erſt nach Caſſis und von dort nach dem Muſterlager Carpiagne, daß inmitten hoher Berge, dicht am Meere gelegen iſt und wohl das ſchönſte und beſteingerichtete Gefangenenlager Frankreichs iſt. Die Kameraden wohnten dort in Holzbaracken, hatten eine eigene Leſehalle und eine vortreffliche Muſikkapelle und führten auf einer niedlichen Bühne alle vierzehn Tage reizende Luſtſpiele auf.

Die Schar der zu Internierenden war inzwischen auf 600 Mann angewachsen, die eines schönen Tags nach Lyon weiterbefördert wurden. Wir kamen des Nachts dort an und wurden mit der elektrischen Bahn zu den großen Ausstellungshallen gebracht, in denen man uns vorzüglich unterbrachte. Die Repressalien der deutschen Regierung gegen französische Gefangene, als Antwort auf die schmähliche Behandlung der deutschen Gefangenen hatten ohne Zweifel gewirkt, denn wir wurden von den Behörden bedeutend höflicher behandelt als je zuvor. Die drei Tage in Lyon vergingen wie im Fluge. Das Essen war ausgezeichnet, wir bekamen sogar einen guten Wein zu jeder Mahlzeit und hatten über nichts mehr zu klagen. Nur die große Nachuntersuchung, die noch folgen sollte, lastete uns schwer auf dem Herzen. Aber auch sie ging glimpflich vorüber, nur einige arme Teufel mußten zurückbleiben, weil sie nicht genügend krank und siech in der französischen Behandlung geworden waren. In dieser Nacht schlief ich nicht; der Himmel wurde grau, die

Sterne erblaßten, ſtrahlend ſtieg die Sonne empor; da durften wir froh und guter Dinge in einen ſchweizeriſchen Sonderzug ſteigen, der, von Schweizern geführt, uns zur freien Schweiz bringen ſollte. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung: wir waren frei!

Frei! . . . . . Frei! . . . . . .

Endlich, endlich frei! Endlich wußten wir dieſes haßerfüllte, garſtige Volk hinter uns! Schon der Gedanke, von dieſen Beſtien befreit zu ſein, war eine Wohltat! Was ſchadete es uns noch, daß die franzöſiſche Bevölkerung uns während der Fahrt noch in Mienen und Gebärden den Hals abſchneiden wollte, uns, den Kranken und Invaliden! Was ſcheerte es uns, daß die vornehmen Damen der „Kulturnation“ in den großen Städten uns die Zunge zeigten und üble Grimaſſen ſchnitten, wir waren ja frei! Und je näher wir der Grenze kamen, deſto ärger wurden die Schmähungen der Franzoſen, ſodaß uns die Schweizer Schaffner den Rat gaben, die Fenſtervorhänge zuzuziehen! Wir ſollten eben bis zum letzten Augenblick merken, daß Frankreich der Vor-

kämpfer der Ziviliſation und der verfeinerten Kultur iſt. Wie kann nur ein ſo ſchönes Land ſolch' minderwertiges Volk beherbergen?!

— — — — — — — — — —

Dann empfing uns die Schweiz, die freie, herrliche Schweiz! Deutſche Mädel aus Genf und Lauſanne brachten uns Blumen über Blumen und ſangen uns unſere ſchönſten Heimatslieder. Begeiſtert ſtimmten wir mit ein, wir alle, die Kranken und die Siechen, die Einäugigen und die Krüppel ohne Arme und Beine, wir alle, alle ſangen, ſangen die Lieder unſerer Heimat, ſangen, daß uns ſchier die Lungen barſten:

„Deutſchland, Deutſchland über alles, über alles in der Welt!“

In dieſer Stunde, da begriff ich, daß eines Menſchen Herz vor Freude brechen kann.

Und noch einmal ward uns ein ſolcher Empfang: in Zürich. Da ſang uns der Züricher Männer-Geſang-Verein deutſche Lieder, die jubelnden Widerhall in uns fanden. So ging es durch die ganze Schweiz bis nach Davos hinauf, wo ich nun in der

ſchönen „Villa Sophia“ Pflege und rührendſte Aufnahme fand.

Ich danke Dir, mein Schweizerland, für Deine Liebe und Güte, danke Euch Allen in der „Villa Sophia,“ die Ihr mir das Leben wieder lebenswert gemacht habt! Habt Dank, Ihr Alle, die Ihr mich gehegt und gepflegt habt, als ſei ich Euer eigen Kind, nie werde ich Euer vergeſſen.

Ihr Anderen aber, die Ihr mir bis hierher gefolgt ſeid, dankt mit mir dem treuen Schweizer Volk, vergeßt aber nie, niemals wieder, daß Ihr Deutſche ſeid. Deutſchland ſoll groß und markig daſtehen, wie die einzig tapferen Taten ſeiner Heldenſöhne, das Wort „er iſt ein Deutſcher“ ſoll fortan ein Ehrentitel ſein für die Männer, die ſich um die ſchwarz-weiß-rote Fahne ſcharen! Weh dem, der es wagt, wie früher zu ſagen: „er iſt nur ein Deutſcher! Seid ſtolz auf Euer Vaterland, wer es von uns noch nicht war, hat es drüben in Afrika, hat es in Frankreich gelernt. Deutſch ſein, heißt, gut ſein, denn: Deutſch iſt die Wahrheit, welſch iſt die Tücke!

Druck von G. Reichardt, Groitzsch (Bez. Leipzig).

MAIN STACKS

The Ohio State University
3 2435 07518680 9
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 05 10 04 8 17 020 8